

DER MARIENBOTE

April 1956

Unter uns

Grüß Gott!

Viele unserer Leser waren vielleicht überrascht, als sie Ende Januar einen Brief von uns bekamen, in dem wir sie baten, uns in einer großen Not zu helfen. Die Gründe für diesen Brief hatten wir klargelegt: im November 1955 brach unsere bisherige Druckmaschine zusammen. Anfangs glaubten wir, daß eine Reparatur noch möglich sei. Doch erwies sich dieser Gedanke als eine Illusion, denn es war unmöglich, Ersatzteile für eine Maschine zu bekommen, die im Jahre 1910 in Deutschland gebaut worden war, und die man schon 1937 dort nicht mehr gebrauchen konnte weil sie nicht mehr modern war. Für unsere damaligen Zwecke war sie gerade das richtige. Und so hat die Maschine 18 Jahre lang im Dienste der katholischen Presse gearbeitet. Solange wir nur den „Marienboten" druckten erfüllte die Maschine ihren Zweck. Als dann aber vor 8 Jahren die „Our Family" ins Dasein trat, da erwies sich die Maschine als nicht mehr ausreichend, denn die Auflageziffer dieses Blattes stieg von Jahr zu Jahr. Doch wir mußten uns mit dem begnügen, was uns zur Verfügung stand. Der Zusammenbruch im Nov. 55 und die Unmöglichkeit einer Reparatur stellten den Verlag vor ein ganz neues Problem: entweder die Herausgabe beider Zeitschriften einzustellen, oder aber eine neue Maschine anzuschaffen. Ersteres kam nicht in Frage, denn wir sind zu sehr von der Daseinsberechtigung unserer Zeitschriften überzeugt und unere Leser haben uns das auch bewiesen. Also mußte eine neue Maschine angeschafft werden. Nach langem Überlegen und vielen Verhandlungen hatten wir erreicht, daß wir eine neue Druckmaschine (Kelly No. 3) zum Preis von $21,000.00 kaufen durften. Aber es fehlte das Geld und darum wandten wir uns in unserer Not an die Leser unserer beiden Zeitschriften „Der Marienbote" und „Our Family".

Das Ergebnis dieser Bitte übertraf die kühnsten Erwartungen. Bei Redaktionsschluß lagen 1300 Antwortbriefe vor von Lesern aus allen Teilen Kanadas und den U.S.A. Viele Leser schrieben uns aufmunternde und tröstende Briefe und es ist ergreifend und erbauend, diese Briefe zu lesen. Sie geben uns Zeugnis von einem tiefen Glauben unserer Leser und die Versicherung, daß wir auf dem besten Wege sind. Alle versprachen uns ihr tägliches Gebet, hl. Messen wurden aufgeopfert, Novenen zum hl. Josef abgehalten, einzelne Gruppen und Familien versprachen uns den Familienrosenkranz. Diese Beispiele ließen sich ohne Ende fortführen. Alles geschah in der Überzeugung, daß die katholische Presse unterstützt und gefördert werden muß.

Fast alle Briefe, die wir empfingen, enthielten Beiträge, um uns den Ankauf der Maschine zu ermöglichen. Der Betrag der Spenden beträgt $3,200. Viele Leser erneuerten ihr Abonnent oder hatten neue Leser geworben. Auf diesem Weg erhielten wir weitere $1,100. Viele Leser baten uns um eine Veröffentlichung der Spenden ohne jedoch Namen zu nennen. Diesen Wunsch erfüllen wir heute, nachdem wir eine jede Spende in einem persönlichen Handschreiben bestätigt und uns bedankt haben.

Die Anteilnahme der Leser beider Zeitschriften hat uns gezeigt und überzeugt, daß „Der Marienbote" und Our Family" aus tausenden katholischer Familien einfach nicht mehr hinwegzudenken und ein wirkliches „Familienmitglied" geworden sind. Beide Zeitschriften haben ihre besonderen Ziele: „Der Marienbote" die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache, und „Our Family" die Formung wirklich christlich-kanadischer Familien. Das Vertrauen unserer Leser soll uns ein Ansporn sein, in den kommenden Monaten und Jahren beide Zeitschriften immer mehr zu verbessern und aus ihnen wirklich führende katholische Zeitschriften zu machen.

Die neue Maschine soll Ende März hier eintreffen und, so Gott will, wird die nächste Ausgabe auf ihr gedruckt werden. Bitte beten sie auch weiterhin um ein gutes Gelingen, denn die neue Maschine bedeutet neue Sorgen und neue Schwierigkeiten, aber auch neues Vertrauen auf die Zukunft.

Der Verlag ist allen Lesern dankbar für die Aufnahme, die unser Bittbrief fand, für die vielen Gebete und Spenden. Tag für Tag wird hier das hl. Meßopfer für alle Leser dargebracht. In unseren Gebeten werden wir aller gedenken und bitten Gott um seinen besonderen Segen für jeden einzelnen.

Gott segne Sie!

Der Verlag „The Marian Press"

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang April 1956, Battleford, Sask. No. 7

Die Froheste Botschaft

Als nun der Sabbat vorüber war, kauften Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus und Salome Spezereien, damit sie gehen und Jesus salben könnten. Und in der Morgenfrühe des ersten Wochentages kamen sie zum Grabe. Die Sonne war eben aufgegangen. Sie sprachen zueinander: "Wer wird uns den Stein vom Eingang des Grabes wälzen?" Als sie aber aufschauten, sahen sie den Stein: Er war vom Grabe weggewälzt! Da traten sie hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur Rechten sitzen, angetan mit einem weissen Gewande. Und sie erschraken sehr. Er aber sprach zu ihnen:

"Erschrecket nicht! Ihr suchet Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden. Er ist nicht hier. Sehet hier den Ort, wohin sie Ihn gelegt haben. Und jetzt gehet und saget Seinen Jüngern, dass Er euch vorausgeht nach Galiläa. Dort werdet ihr Ihn sehen, wie Er es euch gesagt hat!" *(Markus 16:1-7)*

So gehet denn hin und "reinigt euch vom alten Sauerteig, damit ihr neuer Teig seid, da ihr doch ungesäuert seid. Denn Christus unser Osterlamm ist geschlachtet worden. Lasset uns also Ostermahl halten nicht im alten Sauerteig, im Sauerteige der Bosheit und Schlechtigkeit, vielmehr im ungesäuerten Brote der Reinheit und Wahrheit." *(1 Kor. 5:7,8)*

Das ist der Tag, den der Herr gemacht! Lasst uns frohlocken und fröhlich sein an Ihm und heilig in Ihm!

Frohes Osterglauben

vom Schriftleiter

„Mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesus Christus. . . . Diesen hat Gott auferweckt! Dessen sind wir Zeugen!"

„Dem Fleische nach stammte (Christus) aus dem Geschlechte Davids, dem Heiligen Geiste nach wurde Er durch die Auferstehung von den Toten als der machtvolle Gottessohn erwiesen!"

So schreibt das Buch Gottes in der Apostelgeschichte (4:33; 2:32) und im Römerbrief (1:3). So predigen die „Zwölf", und so glaubten und starben für dieses Glauben viele der „fünfhundert Brüder", denen der Auferstandene „zu gleicher Zeit erseichnen war. (1 Kor. 15:16)

Gott von Gott ist Christus. Im Fleische hat Er unter uns gelebt, im Fleisch ist er für uns am Kreuz gestorben, und im Fleische ist Er wieder auferstanden aus dem Grabe des Todes, wie Er vorausgesagt.

Sieg hat Er uns gebracht, Sieg über die Mächte, die uns in Furcht und Zittern drängen, wenn immer wir ihnen im Leben begegnen. Und wir treffen sie täglich: Den Tod, die Sünde, und Satan, der uns zur Sünde treibt!

„Tod, wo ist wohl jetzt dein Sieg?", singt die Kirche zur Osterzeit. Auferstanden ist Christus vom Tode aus eigener Macht. Er, der tot war und dem Gesetz der Verwesung preisgegeben, war plötzlich wieder unter uns: „Komm, lege deine Hände her und sieh Meine Hände! Reiche deine Hand und lege sie in Meine Seite — und sei gläubig!" (Joh. 20:27)

Und wie Er sich durch Seine Auferstehung als Herr über Tod und Verwesung erwiesen, so wird Er es wieder tun, wie Er versprochen: Es wird Seine Stimme erschallen über jedes Grab an einem Tage, den Er dazu bestimmt hat. Sie werden Seine Stimme hören und auferstehen „zur Auferstehung des Lebens." (Joh. 5:28,29)

„Die Böses getan haben", werden auferstehn „zur Auferstehung der Verdammnis", heißt es weiter in der Bibel. Und hier kommen uns Zittern und Bangen! Hier kommt uns aber auch die Frohbotschaft des Glaubens und das große Hoffen auf die Macht der Ostern unseres Herrn Jesus Christus!

Sünde und Satan haben uns in ihren Klauen. So groß ist ihre Macht über uns, daß nach menschlicher Berechnung wir und alle Geschlechter, die vor uns waren und mit uns sind, zur Verdammnis für alle Ewigkeit kommen müßten.

Es hat aber Christus auch gesiegt über Satan und Sünde!

In Satans Herzen hat die Sünde ihren Anfang genommen. Verführt hat er sich selbst, und die Menschen fortzuführen von den Wegen Gottes, sie zu verführen zum Wege hin, der geradeaus ins Verderben läuft, ist sein Geschäft. Mit grausigen Dingen hat Satan den Weg der Menschheit gepflastert. Mit Freveln und Blutschuld vor Gott, geboren durch Satans List in den Herzen der Menschen zur Verhöhnung des Allheiligen. Und Gottes Zorn und Rache mußten über diesen Weg kommen und über alle, die ihn wandeln.

Da ist aber nun Christus, der sich durch Seine Auferstehung als machtvoller Gottessohn erwiesen hat. Wo Satan die Wege der Menschen mit Sünde pflastert, da übergießt Christus seit Seiner Osterstunde alles mit den Fluten Seiner Erlösergnade. Beichtstühle stehen überall den Weg der Sünde entlang. Reinigendes Taufwasser fließt, und heiliges, heiligendes Blut tropft aus dem Leibe Christi von den Altären des hohen Meßopfers. Stärkende Öle sakramentale Worte werden erteilt dem sündigen Wanderer den ganzen Satansweg entlang, zur Vergebung des Bösen und zur Aufnahme in die Kindschaft Gottes.

Am Wegesrande aber stehen Marias Bild und Kapellen als Zeichen der Schutzmacht und der Güte einem jeden, der da anruft die Mutter des Herrn, die Zuflucht der Sünder. Ewige Feindschaft hat Gott gesetzt zwischen sie und die Schlange. Und Maria hilft und rettet durch die Kraft der Gnade ihres Sohnes, die der Auferstandene immer wieder in die Hände ihr legt.

Es geschieht die Sünde, alltäglich und in satansfroher Zahl. Und es muß die Sünde bestraft werden mit dem Sterben (Gen. 3:3). Nicht nur mit dem Sterben des Leibes, sondern auch mit dem Tod des ewigen Fluches.

Es kam aber der Sohn des ewigen Vaters. Er entäußerte sich Seiner Gottheit. Er wurde Mensch, und Er nahm auf sich den Fluch der Abscheu Gottes vor aller Sünde, und auch den Fluch des Sterbens als Strafe für die Sünde. Der Fluch jeder einzelnen Sünde lastete auf Ihm: Der Sünde von gestern, der von heute, und auch der Sünde, die noch begangen wird.

Und hier, an Christus, erfüllte sich, was Gott bereits im Paradies vorausgesagt: Es wird Einer kommen, der die Macht hat, Satans Kopf und Krallen zu zertreten.

Dem Satan ist verfallen, für immer und ewig, wer sündigt. So will es das Gesetz der Gerechtigkeit. Seit Jesu Osterstunde herrscht nun aber das Neue Gesetz: Das Gesetz der vergebenden und der neuheiligenden Gnade! Und dieses Gesetz entscheidet über unser ewiges Wohl und Weh!

Und Satan hat uns nicht mehr! Trotz all' unserer Sünden. Höchstens, daß wir uns entscheiden, des Bösen Diener zu bleiben. Bis zu unserem Sterben ist es uns aber gegeben, nur einen einzigen Schritt vom Satansweg ab zu tun, zum Beichtstuhl hin, zum Tische des Herrn — und es hat uns nicht mehr Satan, sondern Christus. Und wir sind in Gottes Händen!

So hat der Gottessohn gesiegt über jenen, der Sünde und Tod über die Menschheit gebracht hat.

Niemanden ist die Macht gegeben, uns wieder loszureißen von Gott. Selbst Satan nicht. Leben wir in Christus, dann kann auch die ganze Hölle uns nicht mehr dem Tode übergeben. Satan kann das Gottesleben in uns nicht töten, er kann nur verführen. Gegen unseren freien Willen uns zu nehmen, was wir von Gott haben und behalten wollen, kann er nicht. Eine einzige Macht nur kann uns losreißen von Gottes Freundschaft — und das ist unser eigenes Wollen.

Fürs Böse entscheidet sich unser Wille. Unser Wille kann uns auch wieder zu Gott zurückführen. Eines aber kann er nicht: Er kann uns nicht zurückgeben die verlorene Freundschaft des Himmels. Kein noch so heißes Gebet, kein Heiliger und kein Engel kann uns die hohen Güter der Gnaden wiedergeben, die wir durch freigewollte Sünde verlieren. Nur Einer kann das tun: Christus, unser Erlöser!

Durch Sein bitteres Leiden am Kreuze für unsere Sünde hat Er es uns beim Vater verdient, daß es nicht heißt: Gottesleben einmal verloren, für immer verloren! Sondern: „Kommet zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid", beladen auch mit Sünde und Schuld, „und Ich werde euch erquicken!"

Und wie Er uns erquickt! Und wie Er uns erhöht aus unserer Erniedrigung! Wir sind nicht Knechte in Seinen Händen, sondern wirklich freie Kinder Gottes. Er hat uns die große Gnade verdient, frei beten zu können um das Leben der Gnade in uns — und auch auf unser Gebet hin erhalten! Er hat uns die Gnade verdient, in der Kraft eingegossener Tugenden zu kämpfen gegen Satan und Sünde — und auch zu siegen! Er hat uns die Gnade erworben, durch die wir wirklich werden können — vom Sünder zum Heiligen. Von Satans Freude zur Freude Gottes!

„O wahrhaft selige Osternacht, da Christus von den Toten erstand! O glückliche Schuld, die einen so großen, so erhabenen Erlöser zu erhalten verdiente! Dies ist die Nacht, die alle, die an Christus glauben, den Lastern der Welt und der Sündennacht entreißt, der Gnade zurückgibt, den Heiligen einreiht. O. wunderbare Herablassung Deiner Güte, o Gott, zu uns!" (Osterliturgie)

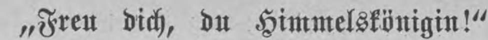
Des Erstandenen Macht ist unser Hoffen auf die Auferstehung des Heiligen in uns hier schon auf Erden. Und das ist ja die Hauptsache im Leben: Daß wir in Gott sind und in Gott wandeln. Nur so finden unsere Taten Geist und Wert, ganz gleich wie sie heißen, ob Arbeit, ob Hilfe dem Nächsten, ob Politik oder gar katholische Aktion.

„Erstanden ist der gute Hirt, der sein Leben hingab für seine Schafe und der für seine Herde sterben wollte. . . . Nun sei, o Herr, stets bei Deinem Volke, auf daß es volle Freiheit erlange und voranschreite zum ewigen Leben!" (Osterliturgie)

Wir aber wollen nicht aufhören, die Größe Seiner Macht und Güte zu verkünden aller Welt und unserem eigenen Herzen, auf daß Erkenntnis komme allen, und mit der Erkenntnis auch der Friede, die Gerechtigkeit und die Liebe — jene Liebe, die Gott heißt und Gott ist!

MARIA im April

vom Schriftleiter



„Freu dich, du Himmelskönigin!"

Wenn es am Karsamstag Abend vom hohen Kirchturm läutet zum Gruß an Maria, dann wissen wir: Die Osterstunde ist nah! Und Freude und Dank wallen auf in unseren Herzen. Wir sind erlöst, erlöst durch Jesu Leid und Sterben am großen Karfreitag. Auch Christus ist erlöst von Seinen Schmerzen bis zum Tod, die Er am Kreuz für uns gelitten. Er ward erlöst von Seiner Pein, als Er Sein Haupt neigte und starb.

Nun ist da nur noch eine, die voller Trauer ist und Weh: Maria, die da stand mit Schmerzen, bei dem Kreuz und weint von Herzen. Schon aber läuten die Glocken zur „wahrhaft seligen Nacht, da Christus von den Toten erstand." Sie rufen uns, zu grüßen Maria. Und wir falten die Hände, und wir beten nicht mehr: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft." Heute sind wir es, die da Botschaft bringen möchten der Mutter vom Kreuz. Darum beten wir, und darum singt es durch alle Christenheit:

„Freu dich, du Himmelskönigin, alleluja! Denn der, den du zu tragen würdig warst, alleluja, ist auferstanden, wie Er gesagt, alleluja! Bitt Gott für uns, alleluja!"

So beten alle Kinder der Kirche dreimal am Tage vom Abend des Karsamstages bis zum Mittag des Samstages nach Pfingsten. Wie könnten wir auch anders! Der „Engel des Herrn" lenkt unser Sinnen und Betrachten das ganze Jahr lang auf den wunderreichen Anbeginn unserer Erlösung durch Jesus in Maria. Gestern, am Karfreitag, haben wir den blutigen Abschluß der Erlösungstat Christi gesehen. Zerrissen vom Schmerz für unsere Sünden, gab Er Sein Leben hin. Und unter dem Kreuz weinte Maria die Tränen eines Leides, so heilig vor Gott und so lieb dem Herrn, daß Er es annahm als Quelle himmlischer Verdienste. Als Quelle, die Gott strömen läßt gleich zu Füßen der unendlichen Kreuzesverdienste Jesu. Schmerzensmutter-Verdienste, für die Gott gibt, was Er nur auf Christi Opfer hin schenkt: Gnaden der Erlösung!

„Dein frommes Auge, o Jungfrau, ruht auf Ihm. Doch schaust du nicht so sehr auf Seine geschwollenen Wunden, als auf das Heil der Welt", betet die Kirche am Schmerzensfreitag Mariens. (Röm. Brevier)

Maria hat unter dem Kreuze leiden müssen. Sie hat aber nicht gelitten und sie hat nicht gesühnt — wie alle anderen Menschen — um selbst erlöst zu werden: Sie war ja schon erlöst, vorerlöst durch Christi Verdienste zur Stunde ihrer unbefleckten

Empfängnis. Maria hat unter dem Kreuz gelitten wie Christus am Holz: Für unser Heil!

Nun aber ist alles vorüber: „Freu dich, du Himmelskönigin! Freu dich, Maria! Dein Sohn erstand, dein Leid ist hin, alleluja!"

Fromm erzählt eine uralte Legende, St. Gregor der Große (Papst 590–604) habe während einer Osterprozession, der er barfuß voranging, jubelnde Engel die ersten drei Sätze des Gebetes „Freu dich, du Himmelskönigin" singen hören. Ergriffen soll der Heilige darauf gerufen haben: „Bitt Gott für uns, alleluja!" Und so sei das Gebet entstanden.

In Wirklichkeit stammt dieses Gebet aus dem zwölften Jahrhundert. Wer es gedichtet hat, wissen wir nicht.

Der hl. Franziskus von Assissi hatte heiligste Freude an allem, was nur irgendwie Freude geben konnte: An Gott im Strahlenlicht Seiner unbeschreibbaren Güte, und auch am kleinen Käferlein im Staube der Erde. Seine Söhne, die Franziskaner, haben diese Freude von ihm geerbt. Sie waren es, die mit Herz und Händen nach diesem Lied der Freudenbotschaft an Maria griffen und es verbreiteten allüberall. Gerührt in tiefster Seele lauschte Papst Nikolaus III. (1277–1280) den Worten des neuen österlichen Mariengrußes, und er verordnete, dieses Gebet dem Brevier aller Kirchen der Stadt Rom hinzuzufügen. Von Rom zog das „Freu dich, du Himmleskönigin" von Mund zu Mund, von Land zu Land, hinaus in alle Welt. Und heute singt und betet es die ganze Christenheit von Karsamstag Abend bis zum Samstag nach Pfingsten dreimal am Tage.

Wer der Mutter voll der Schmerzen die Botschaft von der Auferstehung ihres Sohnes gebracht hat, wissen wir nicht. Die hl. Schrift schweigt darüber. Auch erzählt sie nicht, ob Jesus nach Seiner Auferstehung überhaupt zurückging zur Mutter.

Achtmal, berichtet das Evangelium, ist Jesus den Frauen und Seinen Jüngern erschienen. Maria war niemals dabei. St. Thomas weist jedoch auf die Worte hin, mit denen der hl. Johannes sein Evangelium beschließt: „Noch gibt es vieles andere, was Jesus getan hat. Wollte man das alles einzeln niederschreiben, so könnte, meine ich, die Welt die Bücher nicht fassen, die dann zu schreiben wären." Und St. Thomas zeigt (III, qu.55, art. 3, ad 2), daß es Erscheinungen des Auferstandenen gegeben hat, von denen das Evangelium nichts erwähnt. St. Paulus berichtet darüber im ersten Korintherbrief: Fünfhundert versammelte Brüder haben den Auferstandenen gesehen, und nachher noch St. Jakobus. (1 Kor. 15k6,7)

Es ist darum durchaus möglich, daß Jesus auch Seiner Mutter erschienen war, obwohl das Evangelium nichts davon erzählt. Ja, es ist wahrhaftig nicht aus der Luft gegriffen, es hat seine tiefe Begründung, was St. Albert der Große, St. Bonaventura und der gelehrte Benediktinerabt Rupert von Deutz in ihren Büchern schreiben: Daß nämlich Jesus selbst die Botschaft Seiner Auferstehung ins stille Haus Mariens trug, daß Er ihr als allererstem Menschen erschienen war. Maria, die mit Ihm für uns litt, die gnadenreichsten Anteil an Seinem Sterben hat, Anteil so hoch an Verdiensten, wie Himmel und Erde es noch nie gesehen, hat ganz gewiß auch allerersten Anteil nehmen dürfen an Jesu Osterfreude.

OSTERN

Herr wer kann den Glanz ertragen,
der des Grabes Wand durchbricht,
und der Morgenröte Zagen
jäh verdrängt mit hellem Licht!

Ist's ein Grab? Aus offner Pforte
überquellend bricht ein Strom
weißen Lichtes, der dem Worte
bahnt den Weg aus seinem Dom.

Aus des Leib's zerbrochner Schale
Kraft und Schönheit neu erstehn —
siegreich läßt er nur die Male
alter Wunden strahlend sehn.

Gruß dir, Christus, Überwinder
allen erdenschweren Zwangs!
Heil dir, Christus, froher Künder
hoffnungsvollen Übergang!

Herr, o daß es mir gelänge,
zuzujubeln dir, mein Gott,
da ich selbst am Kreuz noch hänge
in so bittern Sterbens Not.

Sieh, mein Leib ist noch zerschunden
von der Knechtschaft harter Fron
und noch bluten meine Wunden —
endlos lange Passion.

Doch sind meine Todeswehen
überstrahlt von Osterlicht,
da in deinem Auferstehen
Leid und Tod du hast besiegt.

Gruß dir, Christus, Überwinder
allen schmerzerfüllten Zwangs!
Heil dir, Gottmensch, treuer Künder
osterseligen Übergangs.

Sr. M. Gertrud Link OSB, Tutzing

Die Himmelskönigin der Ostern, würdig zu tragen die hochgebenedeite menschgewordene Frucht, die da gezeugt wird im ewigen Heute vom Vater! (Ps. 2:7) Vor der göttlichen Macht und Herrlichkeit dieser Frucht wich der Fels, wich der Tod, ward zerbrochen die Kraft des Allerstärksten auf Erden, die Kraft Satans.

In ihr aber, in der Mutter, wirkt die Gnade der einzigartigsten Auserwähltheit. In ihr wirkt die Gnade so, daß sie ganz besonders „gleich wird dem Bilde des Sohnes“ (Röm. 8:29) in allen Dingen, auch in ihrer Herrlichkeit und Würde. Ihm auch darin unermeßlich ähnlicher ist als wir, als selbst die größten Heiligen und Geister der Himmel es je werden können: „denn keiner ist so Gott genaht wie du“ (St. Sophronius), „des ewigen Lichtes Abglanz, des Gotteswirkens makelloser Spiegel, ein Abbild Seiner Güte“ (Weisheit 1:26) ist Maria, singt die Kirche in ihrer Liturgie.

Gott selbst hat sich die Jungfrau zur würdigen Wohnstätte Seines Sohnes gebildet. Nicht nur einfach zur Mutter Christi hat Er sie erwählt, nicht nur einfach zum Durchgangspunkt des Sohnes von der reinen Gottheit zur Fleischwerdung: Hoch erhoben über alles Erschaffene hat der Allheilige die Jungfrau, und ganz in die Nähe der Gottheit hat Er sie gestellt.

Enger, inniger und heiliger als in Maria hat Gott sich nie mit der Menschheit verbunden — außer in Christus. Sie allein ist blutsverwandt mit dem fleischgewordenen Wort, und näher dem Ewigen an Heiligkeit ist keiner. Nur sie ist voll der Gnaden, das heißt ganz voll der „Anteilnahme an der göttlichen Natur“ (2 Petrus 1:4).

Was Maria aber noch viel näher an Gott heranstellt ist, daß sie in seiner Beziehung zu Ihm — nicht nur steht, sondern lebt und liebt und sich ausströmt, die kein anderes Geschöpf einnimmt. Der, dem sie das Leben gab, ist ja auch als Mensch Gottes natürlicher Sohn. Er ist Mensch, und bleibt doch göttliche Person. Und auch als Mensch ist in Christus das ewige, göttliche Fluten zum Vater, das da haucht den Heiligen Geist, und das da aufnimmt vom Vater denselben Heiligen Geist.

Maria aber ist Mutter dem Sohne, und es war kein menschlicher Vater dabei: Der Heilige Geist war auf sie herabgekommen und die Kraft des Allerhöchsten sie überschattet (Lukas 1:35). Der Sohn aber zieht die Mutter, die Ihm fleischverwandte und bräutlich geliebte, in Seinem göttlichen Strömen zum Vater mit hinauf, bis dahin hinauf, wo der Mensch schon „die Gottheit berührt“ (Cajetan), wo es höher nicht mehr geht, weil Maria dann aufhören würde, Geschöpf zu sein. Es zieht der Sohn die Mutter mit hinauf — denn die Mutter gehört zum Vater. Zum Vater, von dem sie empfangen durch den Heiligen Geist den Sohn!

Wir müssen immer bedenken, daß Gott in der Menschwerdung nicht ein „gewöhnliches Wunder“ werden ließ. Es war Sein Sohn, „das Abbild Seines Wesens“ (Hebr. 1:3), der in Maria zum erlösenden Gottmenschen wurde. Unaussprechbar Großes tat Gott in der Menschwerdung, darum hat er auch getan unaussprechbar Großes der Mächtige an Seiner Magd Maria.

„Nichts ist dir ähnlich, nichts dir vergleichbar, Herrin! Denn alles, was da ist, ist entweder über dir oder unter dir. Was über dir ist, ist Gott; und unter dir ist alles, was nicht Gott ist. Wer könnte deine hohe Erhabenheit schauen, wer sie erreichen?“ (Eadmer im 12. Jahrhundert).

Echte Christenlehre, echter Christengrundsatz ist, was St. Bonaventura über die erhabene Würde Mariens schreibt:

„Die seligste Jungfrau Maria ist nur ein Geschöpf, darum steigt sie nicht zur Ehre und zum Kulte der Anbetung empor. Doch weil ihr heiliger Name der hervorragendste ist, so daß kein hervorragender einem Geschöpf verliehen werden kann, darum gebührt ihr nicht nur Verehrung, sondern Überverehrung. Ihr Name aber ist, daß sie Jungfrau und doch Mutter Gottes ist. Das ist nämlich eine so hohe Würde, daß nicht nur die noch Pilgernden, sondern auch die schon Vollendeten, nicht nur die Menschen, nein, auch die Engel sie mit besonderer Auszeichnung verehren.“

Das ist Maria, die Hohe, die Erhabene, würdig zu tragen Ihn, der dem Schoße des Vaters entstammt. Das ist Maria, die Himmelskönigin in ihrer Würde, wie wir sie verehren zur Zeit der Ostern. Es kommen uns keinerlei Bedenken, an diese hohe Frau heranzutreten, um ihr zu sagen: „Freu dich, du Himmelskönigin!“ Denn ihre Gottesmutterschaft hat sie gemacht nicht nur zur Königin, sondern auch zur huldvollsten Mutter der Men-

Ohne Sonne gibt es keine Auferstehung in der Natur — ohne die Gnadensonne Gottes keine Auferstehung der Seele.

*

Wie Christus für uns alle gestorben ist, so ist er auch für uns alle auferstanden.

*

Vielen bedeutet Ostern nur ein weltliches Fest — glücklich der, dessen Seele im Geiste Christi mit aufersteht.

schen. Daß sie uns Mutter ist, braucht man uns erst gar nicht zu beweisen: Das fühlen wir, das wissen wir so stark, als wenn es uns am Tauftage zusammen mit Glauben, Hoffen und Lieben eingegossen wäre. Was kommt uns wohl inniger und heißer aus dem Herzen als das Rufen: „Sei gegrüßt o Königin, Mutter der Barmherzigkeit, du unser Leben, unsere Süßigkeit, unser Hoffen, sei gegrüßt!"

„Freu dich, du Himmelskönigin!" Für dieses kindlich-vertrauende Grüßen: Bitt Gott für uns, Maria, alleluja!



Österliche Besinnung

Gebet und schweigendes Versenken,
Tief in die eigne Seele schaun.
Zurück tritt alles weltliche Bedenken
Vor gläubig stillem Gottvertraun.
Karfreitags und Karsamstags schwere Trauer
Umweht Dich stumm. In kummervollem Schauer
Erfühlst Du zaghaft Seinen Opfertod.

Unsagbar großes, göttliches Verschenken!
In demutsvoll ergebenen Versenken
Neigt Deine Seele sich — Ein erstes Morgenrot
Flammt über frühlingsfrischen Landen
Und jubelnd kündet Glockenton:
Christ ist erstanden,
Christ ist erstanden!

EIN SIEG des GLAUBENS

Pater Peter Riffels omi Arbeit in Südafrika

Von Franz Hagel OMI, Kimberley

Am Sonntag, den 30. Oktober, ging der "Sammelfeldzug der katholischen Bischöfe" Südafrikas, die offizielle Aktion zur Erhaltung der katholischen südafrikanischen Missionsschulen, zu Ende. Obwohl mir das Wort in der Seele klingt: Die Kirche Gottes besiegt nicht, sondern überdauert, so möchte ich doch das Wort "Sieg" gebrauchen; denn es war wirklich ein Sieg des Glaubens für unsere Eingeborenenschulen mit ihren 120 000 schwarzen Kindern. Die Kampfstellung war gegeben, als Ende 1954 Minister Verwoerd erklärte, dass 1958 alle Unterstützungen für Missionsschulen wegfallen würden, und unsere Bischöfe den unbeugsamen Willen zeigten, die Missionsschulen unter allen Umständen zu halten.

Eine Schulkommission unter dem Vorsitz des Erzbischofs Denis Hurley OMI von Durban wurde gebildet, die um die Jahreswende 1954/55 ihre erste Sitzung hielt. Dabei wurde der Vorschlag des Bischofs Johannes Bokenfohr OMI von Kimberley angenommen, P. Peter Riffel OMI aus Kanada kommen zu lassen, der sein Organisationstalent bei einer ähnlichen Gelegenheit bereits unter Beweis gestellt hatte. Auch die Generalverwaltung in Rom sagte zu! P. Riffel kam.

Die Aufgabe, zunächst 270 000 Pfund Sterling aufzubringen, war ein schier unmöglich scheinendes Unterfangen bei der geringen Katholikenzahl unter der weissen Bevölkerung des Landes und den wirklich armen schwarzen Katholiken. Ende Juli 1955 war eine Beratung in Pretoria, zu der jeder Kirchensprengel 2 Vertreter entsandte. P. Riffel erklärte seine Pläne im einzelnen. Für jede Pfarrei, für jede Mission, wurde eine Unterkommission gegründet. Presse und Plakate wurden in den Dienst der guten Sache gestellt. Am 16. September sandte der Heilige Vater ein väterlich ermunterndes Schreiben an den Erzbischof Hurley.

Es ist unmöglich,imRahmen eines Berichtes auf Einzelheiten einzugehen; nur ein paar kurze Angaben. Dass alle Gläubigen zu eifrigem Gebet aufgefordert wurden, ist selbstverständlich in einer so wichtigen Frage. Unter der Losung: "Bete, hilf mit, gib!" begann der eigentliche Sammelfeldzug. Schon nach der ersten Woche konnte "The Southern Cross", das katholische Wochenblatt, melden: "Der Sammelzug der Bischöfe fand begeisterte Aufnahme". Ueber 8000 Männer aller Berufe stellten sich für die Sammlung zur Verfügung. An drei Sonntagen wurde über Schule und Priestertum gepredigt. Am 27. Oktober erliessen die Bischöfe einen "Appell an jedermann ohne Rücksicht auf sein Glaubensbekenntnis" und baten um Unterstützung der Missionsschulen. Endlich am letzten Oktobersonntag versammelten sich die Helfer vor dem Altar und begannen unter dem Geläute der Glocken ihre Tätigkeit. Schon in der Woche zuvor ermunterte der Enthusiasmus, der von allen Seiten dem Schulkampf entgegengebracht wird, die Kommission, das gesteckte Ziel von 400 000 Pfund Sterling auf 500 000 zu erhöhen. Es schien fast verwegen, aber die Geschenke und die Zeichnung von monatlichen Beiträgen überstieg alle Erwartungen. Um nur ein paar Beispiele anzuführen: Ein Herr in Durban zeichnete einen Scheck von 1000 Pfund; ein Kaufman von Kimberley gab 300 Pfund; bei dem Beamten einer Gesellschaft schätzte der Sammler auf 5 Pfund pro Monat als noblen Beitrag — der Beamte gab 250 Pfund Sterling auf der Stelle; der Leiter eines jüdischen Kaufhauses zeichnete 240 Pfund Sterling.

Der Sammelfeldzug unter den Negern wurde zu einer Offenbarung, wie tief der Glaube in den Herzen der Schwarzen Wurzeln gefasst hat und wie hoch sie die katholischen Missionsschulen schätzen. Manche Versammlung wurde zu einem feierlichen Glaubensbekenntnis, ohne dass es beabsichtigt war.

In Mafeking sagte ein schwarzer Redner: Die ersten Christen starben für ihren Glauben; sie wurden Martyrer für ihre Treue zu Gott und zu seiner hl. Kirche. Unsere Bischöfe sind ebenfalls bereit, ihr Leben für die Kirche und die Missionen hinzugeben. Sie haben uns die schönen Schulen gebaut. Und wir? Es wird von uns nicht verlangt, dass wir Martyrer werden, aber wir wollen alles tun, damit unsere Missionsschulen erhalten bleiben.

In Taung rief ein anderer: Der Glaube unserer Kinder steht auf dem Spiel. Wir wollen tun, was in unseren Kräften steht, um unsere Missionsschulen zu erhalten. Wir wollen kein verwaschenes Christentum, das für den Teufel zu gut, für Gott und uns aber zu schlecht ist. — Aehnliche Beispiele liessen sich aus allen Gebieten des Landes erzählen.

So wurde der Schulkampf noch zu einer Apologie für die katholische Kirche. Manche Nichtkatholiken sagten: Wir bewundern den Mut und die Folgerichtigkeit der katholischen Bischöfe; der Sammelfeldzug der Bischöfe wurde wirklich ein Sieg des Glaubens.

Während diese Zeilen geschrieben wurden, traf aus Pretoria ein Telegramm ein, dass 510 000 Pfund gezeichnet wurden. (Die letzten der Redaktion gemeldeten Zahlen sprechen bereits von über einer Million Pfund Sterling.) Welch eine Opferbereitschaft für die heilige Sache!

EIN WERK DEUTSCHER OBLATEN

Die Geschichte der katholischen Mission in Südwestafrika ist reich an bedeutsamen Ereignissen. Jede Neugründung, jedes Eindringen in ein neues Stammesgebiet sind Marksteine der Missionsgeschichte, zumal gerade Südwest die Heimat mehrerer in Sprache und Sitten vollständig verschiedener Völker ist. Ein bedeutsames Ereignis ist die Weihe eines schwarzen Priesters und die Gründung einer Eingeborenen-Schwesterngenossenschaft im Ovamboland. Bedeutsam ist auch die Drucklegung und das Erscheinen des ersten kirchlichen approbierten Neuen Testamentes in einer Eingeborenensprache.

Der für die Entwicklung der Eingeborenenmission in Südwest wohl wichtigste, weil weitaus zahlreicher Stamm sind zweifellos die Ovambos. Erst 1925 begann die katholische Mission ihre Arbeit im Ovamboland und verfügt heute schon über 10 000 katholische Ovambos auf drei Hauptstationen. Nachdem schon verschiedene Büchlein (Biblische Geschichte, Katechismus, Gesang- und Gebetbuch und andere) im Druck erschienen waren, gab im Jahre 1949 Mgr. Josef Gotthardt OMI offiziell den Auftrag zur Uebersetzung des Neuen Testamentes in der Ovambosprache, und zwar im Dialekt der Aakuambi. Die katholischen Ovambos sind in der Mehrzahl Aakuambi. Uukuambi gehört zu den drei grössten Stämmen des Ovambolandes, die jeweils mehr oder weniger auch in der Sprache verschieden sind. In Uukuanjama, im grössten Stamm, gibt es bereits eine Uebersetzung des Neuen Testamentes, die von der anglikanischen und der finnisch-lutherischen Mission besorgt wurde. In Ondonga, im zweitgrössten Stamm, gibt es ebenfalls eine Uebersetzung des Neuen Testamentes, ebenfalls von der finnisch-lutherischen Mission besorgt. Schon aus dieser Tatsache heraus ergab sich die Notwendigkeit, dass auch wir unseren Christen eine katholische Ausgabe des Neuen Testamentes in die Hand geben mussten. — Der bischöfliche Auftrag zur Uebersetzung erging an P. Karl Kress OMI und P. Franz Seiler OMI. — Es würde zu weit führen, über die Schwierigkeiten zu schreiben, mit denen die Uebersetzer des Neuen Testamentes in eine so primitive Sprache, wie es die der Aakuambi ist, zu kämpfen hatten. Man braucht bestimmt nicht viel Phantasie, um sich vorstellen zu können, wie gross oft die Mühe war, Gedankengänge eines heiligen Paulus in das Wortgewand der Uukuambisprache zu fassen, einer Sprache, die bislang nur der Verdeutlichung primitivster, alltäglicher menschlicher Bedürfnisse, Wünsche, Freuden und Leiden gedient hat.

Dieser Uebersetzungsarbeit, die etwas über zwei Jahre in Anspruch nahm, liegt die Vulgata zugrunde. Am 1. Oktober 1951 erteilte Erzbischof Gotthardt sein "Imprimatur". Den Druck übernahm die Mazenoddruckerei der Oblaten im Basutoland.

Und nun begann wiederum eine langwierige und langdauernde Arbeit; hatten es doch die Setzer und Drucker mit einer vollständig unbekannten Sprache zu tun und konnten die Uebersetzer unmöglich während der Zeit der Drucklegung ihr Arbeitsfeld im Ovamboland verlassen, um die notwendigen Korrekturen in der Druckerei im Basutoland vorzunehmen. So machte jeder Druckbogen zweimal den Weg vom Basutoland ins Ovamboland und wieder zurück. Erst dann war er endgültig druckreif. Das erklärt, dass erst das Jahr 1955 uns und unseren Christen das langersehnte Neue Testament in der Sprache der Aakuambi in die Hände legte.

Die Mazenoddruckerei der Oblaten im Basutoland verdient allerhöchstes Lob für ihre Arbeit. Das Neue Testament wurde ein stattlicher Band mit 678 Seiten, was den Ovambos, die nun einmal dicke Bücher lieben, imponiert. Uebersetzer, Drucker und die katholischen Ovambos freuen sich über diese Frucht unverdrossener Arbeit langer Jahre. Wiederum ist damit das Neue Testament in einer neuen Sprache erschienen.

Möge dieses Buch unter den Ovambos seine Mission erfüllen und reichen Segen stiften. Mögen die Ovambos es eifrig lesen und auch — befolgen.

F. S.

Wir sollen mitten in der Not unserer Zeit gerade zur heiligen Osterzeit Vertrauen haben: Es gibt eine Auferstehung.

Denn einer ist und lebt, den niemand überragt, der Gottmensch Jesus Christus, der uns als sein untrügliches Testamen das herrliche Wort hinterlassen: „Ich bin die Auferstehung", der aber auch das immerdauernde Grundgesetz unseres persönlichen wie gemeinschaftlichen Pilgerweges ausgesprochen hat: „Mußte der Messias nicht dieses leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?"

Beat Ambord S.J.

Fünf Minuten Katechismus:

Erweitern wir unser Wissen um

Messopfer und heilige Kommunion

Wenn man sagt, dass Christus die heilige Messe im Abendmahlsaal als Speiseopfer eingesetzt hat, so hält man diesen Satz für durchaus richtig und findet ihn völlig in Ordnung. Man spürt, dass dieser Satz uns geläufig ist. Aber verstehen wir die Konsequenz ebenso selbstverständlich? Wenn man beispielsweise sagen würde, dass derjenige, der die heilige Messe nicht als Speiseopfer mitfeiert, sie nur unvollständig mitmacht, dass eine heilige Messe ohne den Empfang der heiligen Kommunion dem Stifterwillen Christi nicht ganz entspricht, dass der Empfang der heiligen Kommunion nicht irgend eine unverbindliche Frömmigkeitsanwandlung ist, die mir überlassen bleibt, dass sich die Art der Mitfeier der heiligen Messe am Empfang der heiligen Opferspeise entscheidet — was wäre dann unsere Meinung?

Die Mutter Kirche ist sehr milde. Im 5. Kirchengebot steht, dass jeder Christ wenigstens einmal im Jahre die heilige Kommunion empfangen sollte, und zwar in der österlichen Zeit. Damit verlangt die Kirche, dass jeder Christ wenigstens einmal im Jahre die heilige Messe ganz "mitfeiert". An den übrigen Sonn- und Feiertagen begnügt sie sich damit, dass wir der heiligen Messe andächtig "beiwohnen" sollen, also nur dabei zu sein brauchen und mit allen Kräften versuchen, den Opfergebeten der Kirche zu folgen.

Warum hat der Herr das Opfer des Neuen Bundes als Speiseopfer eingesetzt? Wir wollen die uns geläufigen Erklärungen der heiligen Kommunion als Seelenspeise, als das Mannah auf dem Wüstenweg durch diese Erde, die Eliasspeise usw. voraussetzen und vom Opfer her eine weitere Begründung suchen. Man kann dazu die Frage stellen, inwiefern wir überhaupt bei der heiligen Messe Anteil am Opfer Christi haben und inwiefern man die heilige Kommunion als eine Opferhandlung bezeichnen kann, mit anderen Worten: worin besteht unsere eigene Opferhandlung bei der heiligen Messe? Was bedeutet: wir opfern in der heiligen Messe mit?

Zum Opfer ist der Priester nötig. Die wesentlichste Aufgabe des Priesters ist die Darbringung des Opfers. Ohne Priestertum ist kein Opfer denkbar. In der heiligen Messe, dem Opfer des Neuen Bundes, ist Christus Priester und Opferer. Nach der Lehre der Kirche ist die Taufe die Weihe zum allgemeinen Priestertum der Christen, womit nicht in erster Linie Aufgaben im Bereich der katholischen Aktion zu erfüllen sind — also Mithilfe im Hirten- und Lehramt — sondern die Beorderung und Befugnis zum Opfer Christi. "Ihr seid ein königliches Pristertum" (1 Ptr. 2-9). Die erhabenste Aufgabe eines getauften Christen ist das priesterliche Mitvollziehen des Opfers der heiligen Messe. Die Mitfeier des heiligen Messopfers ist aber nicht in das Belieben der einzelnen gestellt, sondern die Beorderung zur Opferanteilnahme durch die Taufe ist so stark, dass der Christ ohne die von der Kirche angeordnete Anteilnahme am heiligen Opfer seine christliche Existenz verlieren und aufhören würde, ein Christ zu sein. Das allein begründet auch die schwere Verpflichtung der Sonntagsmesse, von der ein Christ nicht entbunden werden kann.

Die heilige Kommunion verbindet uns aufs innigste mit Jesus. So sagt klar und sachlich der Katechismus. Aber was bedeutet das? Genügt es zu sagen, dass in der heiligen Kommunion der Mensch mit Gott in der Gnade verbunden wird zu einer gnadenvollen Einheit? Wer ist Christus in der Messe? Der Herr ist in der Messe Priester und Opfer, indem er die für uns Menschen nicht aufbringbare Opfergabe für die Unermesslichkeit Gottes in seinem eigenen göttlichen Fleisch und Blut bereitstellt. Christus opfert sich selbst als Opfergabe für uns. Wir werden also nicht einfach mit Christus verbunden, wir werden auch, indem wir mit ihm eins werden, mit seiner priesterlichen Opfertätigkeit verbunden. Dadurch, dass er uns opfernd in Fleisch und Blut übergeht, opfern wir in ihm und erfüllen unser Priestertum in seinem priesterlichen Opfer. Wir werden eins mit seiner Opferhingabe und vollziehen sie mit ihm vereinigt. Was Christus opfernd tut, tun wir in ihm mit. Das heisst, mit Christus mitopfern, und das geschieht in der Opferhandlung des Opfermahles, der heiligen Kommunion. Wir verstehen, warum die Kirche diese Opferanteilnahme als eine unabdingbare Pflicht, wenn auch nur für einmal im Jahre, fordert. Wir verstehen aber auch, was es bedeutet, von dieser wesentlichen Christenbefugnis her uns aus dem priesterlichen Taufauftrag die heilige Messe zu erfassen und zu verstehen als ein Werk, das wir aus höchstem Willen tun müssen.

Die erste heilige Kommunion, die den Kindern im zarten Alter gereicht wird, bedeutet also nichts mehr und nichts weniger, als dass diese Kleinen zum ersten Male in ihrem Leben die heilige Messe ganz mitfeiern, dass sie zum ersten Male in ihrem Leben von ihrer priesterlichen Befugnis Gebrauch machen und eine öffentliche Mündigkeit zugesprochen bekommen, die sie durch die erste Ablegung des Glaubensbekenntnisses nach Erlangung des Vernunftgebrauches vor der Gemeinde bekunden. Zwar kann dieser wahrlich grosse und erhabene Zusammenhang den Kindern nicht ausreichend erklärt werden, doch sollten wir das wissen und als Erwachsene und Erzieher darin die Würde des Erstkommuniontages zu erkennen suchen und daraus neue Verantwortung und Erziehungskräfte schöpfen für die weitere Lenkung und Führung des jungen Menschenkindes in das Vollalter Christi.

Messopferfrömmigkeit ist also ein priesterliches Bewusstsein, das uns das Wesen der heiligen Kommunion im Zusammenhang mit der Messfeier viel organischer und verständlicher erkennen lässt. Wir dürften daher auch ohne einen besonderen Umstand der Not niemals auch nur erwägen, die heilige Kommunion ausserhalb der heiligen Messe zu empfangen. Dort, wo der Ritus der Messe den Ort der heiligen Kommunion bestimmt hat, wollen wir ihn lassen und auch nur da den Weg zum Tisch des Herrn gehen.

Das Mitfeiern mit Christus durch den Empfang der heiligen Kommunion ist unserem eigenen Dazutun so entzogen, dass dazu weder nötig ist, dass wir darum wissen, noch brauchen die Vorbereitungsgebete davon zu sprechen. Und doch ist es nicht unnütz, um diesen Zusammenhang der eucharistischen Wirksamkeit zu wissen und aus diesem Geiste der priesterlichen Weihe durch die Taufe die heilige Messe als Opfermal mitzufeiern und die Gebote der Kirche, die auf göttliche Stiftung Bezug nehmen, zu verstehen und durch ein echt christliches Leben zu bejahen.

E. M.

Kardinaele der Kirche

Von Dr. Wilhelm Sandfuchs

"Gott, erbarme Dich meiner"

James Francis Mc Intyre — Erzbischof von Los Angeles

In die New Yorker Effekten-Börse trat 1899 ein 13jähriger Halbwaise als Laufbursche ein. Die Mutter des Jungen, eine Einwanderin aus Irland war verstorben; der Vater, ein gebürtiger New Yorker irischer Abstammung, wurde kränklich. So verwandte James Francis Mc Intyre, wie der Junge hieß, seinen Wochenverdienst von drei Dollars dazu, den Vater zu unterstützen und sich in den Abendstunden weiterzubilden. Ein zäher Wille beseelte ihn. Trotz vieler Schwierigkeiten setzte er sich durch. Tagsüber füllte er seinen Job an der Börse aus. Nach Dienstschluß machte er sich auf, um in Harlem die Abendschule, später in New York das City College und dann Kurse an der Columbia Universität zu besuchen. Daß er mit gleichem Eifer Stenographie und Schreibmaschine lernte, war für ihn selbstverständlich.

1902 erhielt James Francis Mc Ineyre eine Stellung als Bote in der Makler-Firma J. L. Horton und Co., mitten im Börsenviertel New Yorks. Eine kaufmännische Laufbahn begann, die ihm raschen Aufstieg verhieß. Seine berufliche wie charakterische Tüchtigkeit gewann ihm bald die Wertschätzung der Chefs wie der Kollegen. Schritt um Schritt arbeitete er sich bis zum Geschäftsführer empor. 1915 bot man ihm schließlich die Teilhaberschaft der Firma an. Es war im gleichen Jahr in dem sein Vater verstorben war. James Francis Mc Intyre lehnte ab. Der 29jährige Kaufmann verließ die Börse und Bankenviertel New Yorks. Er folgte einer Berufung, die er schon lange erkannt, aber aus Rücksicht auf den seiner Unterstützung bedürftigen Vater nicht verwirklicht hatte. Er bat um Aufnahme in das Priester-Seminar.

Im Cathedral-College von New York und im St. Josefs-Seminar in Dunwoodie, New York bereitete sich der Spätberufene auf das Priestertum vor. Am 21. Mai 1921 erteilte der damalige New Yorker Erzbischof, Kardinal Hayes, ihm in der St. Patricks-Kathedrale die Priesterweihe. Die St. Gabriels-Kirche in der 37. östlichen Straße seiner Heimatstadt wurde die Stätte seines ersten seelsorgerischen Wirkens. Bald jodoch berief der Oberhirte Father Mc-Intyre in die Diözesan-Verwaltung. Er ernannte ihn 1923 zum Stellvertreter des Kanzlers der großen New Yorker Erzdiözese und ließ ihn im gleichen Jahre im Erzbischofs-Haus in der Madison Avenue Wohnung nehmen. Dem Amt des Kanzlers kommt in der kirchlichen Verwaltung der amerikanischen Diözesen, in denen man die Institution der Domkapitel nicht kennt, besondere Bedeutung zu. Sein Inhaber muß in sich priesterliches Wollen wie administrative Fähigkeiten vereinen. Er soll Seelsorger und Organisator zugleich sein. Father Mc Intyre erfüllte in hervorragender Weise beide Voraussetzungen. Elf Jahre hindurch stellte er als Assistent des Kanzlers seine in einem erfolgreichen Berufsleben gewonnenen verwaltungsmäßigen Erfahrungen in den Dienst der aufstrebenden New Yorker Erzdiözese. 1934 bis 1941 versah er dann, zum Kanzler ernannt, unter den Erzbischöfen Hayes und Spellman das verantwortungsvolle Amt. Bei aller Hingabe an die Pflichten seines Amtes blieb Monsignore Mc Intyre stets in erster Linie Priester und Seelsorger. Regelmäßig sah man den Kanzler der Diözese als Beichtvater in der nahen St. Patricks-Kathedrale.

Im Frühjahr 1939 war der Bostoner Weihbischof Monsignore Spellman dem verstorbenen Kardinal Hayes auf den New Yorker Erzbischofsstuhl nachgefolgt. Wie sehr auch der neue Oberhirte die Persönlichkeit und den Rat des Kanzlers schätzte, zeigte sich bald. Er erbat sich Prälat Mc Intyre vom Heiligen Vater als Weihbischof. Am 8. Januar 1941 ernannte Papst Pius XII. den bisherigen Kanzler zum Titularbischof von Cyrene und Weihbischof von New York. Am 20 Juli 1946 schließlich erhob ihn der Papst zum Titular-Erzbischof von Palto und zum

Koadjutor Kardinal Spellmans. Was der New Yorker Oberhirte anläßlich des silbernen Priesterjubiläums seines bischöflichen Mitarbeiters in der Dankpredigt in St. Patrick aussprach, kennzeichnet treffend die Wertschätzung und das enge Vertrauensverhältnis zu Bischof Mc Intyre. „Niemals habe ich", so bekannte der Kardinal, „eine wichtige Angelegenheit unternommen, ohne ihn um seinen Rat zu fragen. Nie habe ich gegen seinen Rat gehandelt. Er ist außergewöhnlich als Mensch, als Priester und als Bischof."

Bald harrten neue Aufgaben Bischof Mc Intyres. Dem Wunsche des Heiligen Vaters folgend, mußte er die bisherige Wirkungsstätte verlassen, um die Leitung einer der wichtigsten und größten Diözesen der U.S.A. zu übernehmen. Der Bischof, dessen Wirkungskreis bisher ausschließlich New York gewesen war wurde am 13. Februar 1948 zum Oberhirten der Diözese Los Angeles ernannt. Kardinal Spellman geleitete seinen Koadjutor zur Pazifischen Küste und nahm die feierliche Einführung Erzbischof Mc Intyres in der St. Vibiana-Kathedrale vor. „Gott erbarme dich meiner", der Leitspruch des seitherigen New Yorker Kuadjutors, stand nunmehr im Wappen des Erzbischofs der kalifornischen Hauptstadt.

Der Wechsel von New York nach dem Westen der Vereinigten Staaten war für den neuen Oberhirten von Los Angeles keineswegs leicht. Rund 750 000 Katholiken zählt das Erzbistum an der Küste Kaliforniens unter einer Gesamtbevölkerung von 4¼ Millionen. Die starke Persönlichkeit, die reichen Erfahrungen und der Hirteneifer Erzbischof Mc Intyres vermochten jedoch, in ungewöhnlich kurzer Zeit die Brücke zu Katholiken wie Nicht-



Opfer der „Friedenspolitik"

Über 60 000 Katholiken verließen ihre Heimat, um dadurch einer Verfolgung durch die Kommunisten zu entgehen.

Zu diesem Flüchtlingselend in Vietnam schreibt P. N. Kowalsky:

Schweres Leid hat das letzte Jahr über die Kirche in Vietnam gebracht. Die Genfer Verträge überließen den Kommunisten gerade die gut katholischen Gebite im Norden des Landes, wo die Kirche bereits fest eingepflanzt war. Riesige Flüchtlingsmassen ergossen sich nach Süden. Mehr als 600 000 Katholiken ließen alles im Stich, gaben die Heimat mit all ihren Bindungen auf, um sich und ihren Kindern die Gewissensfreiheit zu erhalten. Mit Mut und Gottvertrauen fangen die Flüchtlinge an, sich im Süden eine neue Lebensgrundlage zu schaffen. Die meisten Neusiedlungen wurden mit dem Bau der Kirche begonnen — das religiöse Leben ist gerade in den Flüchtlingsdörfern sehr rege. Doch der durch Bürgerkrieg erschütterte Südstaat kann allein nicht das Flüchtlingselend meistern. Die ganze Welt ist zur Hilfe aufgerufen. Neben der Not der Flüchtlinge dürfen wir nicht die noch größere Not der im Norden gebliebenen Katholiken vergessen. Obwohl die in Nordkorea und China gemachten Erfahrungen abschreckend wirkten, sind viele Missionare und mit ihnen die Bischöfe und der Apostolische Delegat auf ihren Posten geblieben. Beide Teile, sowohl der Süden wie auch der Norden, sind in Gottes Hand; nur er kann helfen. N.K.

Aus des Liebesjüngers Mund
Ward uns tiefe Botschaft kund:
Kindlein, liebet einander!

katholiken zu schlagen. Priester und Laien lernten ihn in gleicher Weise verstehen. Rasch wurde er, wie „Los Angeles Times" vermerkte, durch seine natürliche Güte und durch sein verständnisvolles Bemühen eine der beliebtesten Persönlichkeiten der Stadt. Daß ihn, in dessen Bischofsstadt auch die Film-Metropole Hollywood liegt, auch ein besonderes Vertrauenverhältnis mit der Presse und mit den Foto-Reportern verbindet, sei nur nebenbei bemerkt.

Schon in seiner Ansprache bei der Inthronisation in Los Angeles hatte Erzbischof Mc Intyre ausgesprochen, daß er seine Aufgaben im Geiste der Katholischen Aktion angreifen wolle — „einer Aktion, die weit entfernt ist von bloßer katholischer Aktivität. Katolische Aktion ist zusammenwirkende Aktion." In engem Zusammenwirken von Bischof, Priestern und Laien gelang es dem Erzbischof, schon in den ersten Jahren seines Wirkens in Kalifornien, erstaunliche Erfolge zu erzielen. Sein bischöfliches Mühen galt vor allem der Erziehung der Jugend. Erzbischof Mc Intyre rief einen „Youth Education Fund" ins Leben, mit dessen Hilfe allein in den ersten fünf Jahren seiner Regierungszeit über 80 katholische Schulen neugebaut und 50 weitere vergrößert werden konnten. Der Schwerpunkt des Bauplans katholischer Schulen lag dabei in ärmeren Gemeinden, die ohne fremde Hilfe sonst kaum zu eigenen Erziehungszentren gekommen wären. Mit gleicher Sorge befaßte er sich mit der Schaffung neuer Pfarreien wie mit dem Bau würdiger Gotteshäuser. Der erörterte Neubau der Bischofskathedrale wurde verschoben, hingegen entstanden in den ersten Jahren 26 neue Pfarreien, 70 neue Kirchen und 70 neue Klostergründungen. Erfolgreich verliefen auch seine Bemühungen um die Errichtung eines neuen Seminars für den Priesternachwuchs.

Mitten in seinem Planen und Schaffen erreichte Erzbischof Mc Inetyre Ende November 1952 die Nachricht von seiner Berufung in das Heilige Kollegium. Mit ihm wurde der zehnte in den U.S.A. gebürtige Kirchenfürst Kardinal. Erstmals erhielt in dem Erzbischof von Los Angeles der Westen der Vereinigten Staaten eine Vertretung im obersten Senat der Kirche. Als Kardinal McInetyre am 12. Januar 1953 das Ernennungsbillet des Staatsekretariats überreicht wurde, beglückwünschte ihn als erster Kardinal Spellman. Er war soeben im Flugzeug von Karea gekommen.

Die Sorge für die „Kirche des Schweigens hinter dem Eisernen Vorhang gehört zu den großen und gesegneten Anliegen dessen, dem „die Sorge für alle Kirchen" auferlegt ist. Besonders seit dem Heiligen Jahr, im Zeichen der Verkündigung des Dogmas von der Aufnahme Mariens in die Herrlichkeit des Sohnes, und seit der Weihe der Völker Rußlands an das Heiligste Herz Mariens im Sommer 1952 hat Pius XII. immer ausdrücklicher gemahnt, für die Christenheit im Osten zu beten. . . . Wofür sollen wir beten? Ist diese „Schweigende Kirche" nicht mehr als erwählt, betende Kirche zu sein? Wird sie nicht durch Leiden näher zu Christus, tiefer in die Hoffnung auf das Kommen des Reiches Christi geführt als wir? Hätten wir selber nicht ihr Gebet nötiger als sie das unsere?. . . . Wenn wir betrachtend dahin gelangen, daß wir wieder die Berufung der Kirche zur Pilgerschaft und zum stellvertretenden Leiden ernster nehmen, so wird es uns vielleicht gegeben sein, vollmächtig und wirksam dafür zu beten, daß die Bischöfe und Priester der „Kirche des Schweigens" unter der Gnade des Kreuzes nicht über die Kraft versucht werden, ja, daß ihnen in dieser Zeit der Feßlung, der Behinderung der Kirche, sich als öffentliche Macht des sozialen Lebens entfalten, der volle Segen des sakramentalen Lebens zuteil wird.

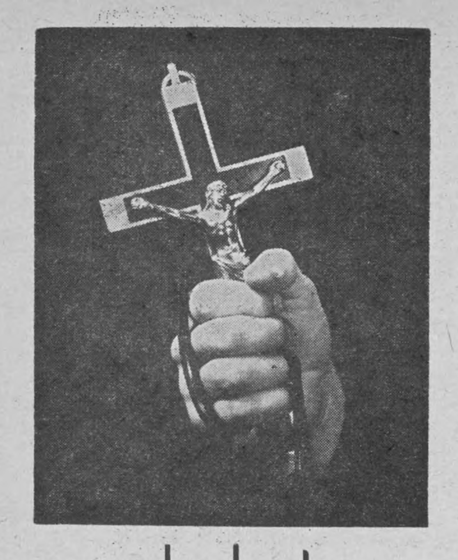
Herder-Korrespondenz, Sept. '55

Vergessen wir die leidende Kirche hinter dem Eisernen Vorhang nicht! Und lernen wir von ihr das Eine und das Große: Vertiefung des Gnadenlebens und der Liebe zum Kreuz!

—

„Das Leben des Glaubens besteht in nichts anderem, als daß man unaufhaltsam den Spuren Gottes folgt, durch alles hindurch, was Ihn verhüllt, entstellt, zerstört und Ihn, wenn man so sagen darf, zu einem Nichts macht. Das ist in Wahrheit die Wiederholung des Lebens Marias, die vom Stalle bis zum Kalvarienberg einem Gott treu bleibt, den alle Welt verkennt, verläßt, verfolgt; in gleicher Weise überwinden die gläubigen Seelen eine unaufhörliche Folge von Toden, Schleiern, Schatten und Trugbildern, die sich bemühen den Willen Gottes unkenntlich zu machen."

Jean-Pierre de Caussade



25

Unsere Oblatenjubilare

Das Jahr 1956 ist so reich an Jubiläumsfeiern, dass es uns einfach unmöglich ist, jedem Pater und jedem Bruder, der dieses Jahr sein 25., sein 50. oder gar sein 60. Priester- oder Ordensjubiläum feiert, einen eigenen Artikel zu widmen. Pater Heinrich Boening O.M.I. aus Leipzig feiert dieses Jahr sein Diamantenes Priesterjubiläum (60 Jahre). Er ist dieses Jahr auch 65 Jahre Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria.

Ihr Goldenes Priesterjubiläum begehen am 22. April die Patres Peter Bieler O.M.I., Macklin, Sask. und Jakob Schwebius O.M.I., zur Zeit in Saskatoon, Sask. Das Goldene Ordensjubiläum (50 Jahre Oblate) feiern am 15. August die Patres Bernhard Ueberberg O.M.I., Grayson, Sask., und Richard Kosian O.M.I., Lemberg, Sask.

Sein Silbernes Priesterjubiläum feierte am 28. Februar der Direktor unseres Marianischen Missionsvereins Pater Joseph Simon O.M.I. (der ja vielen als Missionsprediger bekannt ist!) Am 21. Juni begehen die Patres Casimir Buchwald O.M.I (Krydor, Sask.), Adalbert Gohlus O.M.I. (Toronto), Franz Kosakiewicz O.M.I. (Vancouver), August Michalik O.M.I. (Vancouver) und Joseph Sluga O.M.I. (Lancer, Sask.) ihr silbernes Priesterjubiläum.

Silbernes Ordensjubiläum feiern dieses Jahr auch am 25. April Pater Alphons Klein O.M.I. (Peace River Distrikt). Am 15. August die Patres Vincenz Ferdinus O.M.I. (Kuroki, Sask.), Joachim Michalowski O.M.I. (St. Catherines, Ont.), Ladislaus Panek O.M.I. (Fosston, Sask.), Stanislaus Prokop O.M.I. (Toronto), Heinrich Krawitz O.M.I., Schriftleiter des Marienboten, (Cosine, Sask.) und Anton Rabiega O.M.I. (Winnipeg). Am 20. Juli Pater Anton Riffel O.M.I. (Goodsoil, Sask.). Am 2. August die Patres Franz Hermann O.M.I. (Prelate, Sask., Ursulinenkonvent), Johannes Boser O.M.I. (Paradise Hill, Sask.) und Joseph Warnke O.M.I. (Winnipeg). Am 3. Oktober die Patres Klemens Kindervater O.M.I. (Peace River Distrikt), und Karl Prothman O.M.I. (Richmond, Sask.).

Ihr Silbernes Ordensjubiläum — 25 Jahre treue Dienste im Orden der Unbefleckten Jungfrau Maria — feiern diesen Sommer die Klosterbrüder Anton Zisper O.M.I. (St. Thomas Kolleg, North Battleford, Sask.) und Bruder Adolph Weiss O.M.I. (St. Charles Scholastikat, Battleford, Sask.). Bruder Anton Zisper arbeitet im St. Thomas Kolleg. Kein Schüler von St. Thomas wird ihn je vergessen. Bruder Adolph Weiss arbeitet in The Marian Press, Battleford, Sask.

Allen Jubilaren wünscht der Marienbote Gottes und der Unbefleckten Jungfrau reichsten Segen.

50

Aus der katholischen Welt

Rom — Papst Pius XII. hat während des Jahres 1955 trotz seiner Krankheit rund 370 000 Personen aus fast allen Ländern der Erde in Audienzen empfangen. Hiervon entfielen auf Generalaudienzen 341 500, auf besondere Audienzen 28 067, auf private Audienzen 401 Personen. Es hat der Heilige Vater im vergangenem Jahr 59 Radiobotschaften und grössere Reden gehalten, davon 25 in italienischer, 22 in französischer, sechs in englischer, fünf in spanischer und eine in portugisischer Sprache. Ausserdem hat Pius XII. sieben Handschreiben erlassen, fünf Ernennungen von Nuntien und Internuntien vollzogen, sowie die Beglaubigunsschreiben von sechs Botschaften und drei Gesandten entgegengenommen.

Rom — Man sieht auf unseren kanadischen Strassen immer mehr der kleinen deutschen Volkswagen. Es sollte interessieren, dass Papst Pius XII. am 17. Januar dieses Jahres den Generaldirektor des Volkswagenwerkes, Dr. Heinz Nordhoff, in einer Privataudienz empfing. Die Volkswagenwerke schenkten dem Papst einen Volkswagenomnibus. Wie bekannt wurde, ging die Einladung zu dieser Privataudienz vom Heiligen Stuhl aus. Ein von Dr. Nordhoff in Zürich gehaltenes Referat über moderne Betriebsführung fand grosses Interesse von Seiten des Papstes. Pius XII. drückte den Wunsch aus, Dr. Nordhoff persönlich zu treffen.

Deutschland — In Hangelar bei Bonn ereignete sich am 16. Januar ein Flugzeugunfall. Eine halbe Meile nordostwärts des Flugplatzgeländes stürzte ein Doppeldecker der Fliegerschule des "Fliegenden Paters" Schulte O.M.I. ab. Beide Insassen, ein 30 jähriger Flugzeugführer und ein 38 jähriger Flugzeugschüler wurden mit Verletzungen ins Krankenhaus eingeliefert. Der "Fliegende Pater" fliegt weiter für die Verbreitung des Reiches Got tes auf Erden.

Deutschland — In einer schlichten Feier überreichte am 17. Januar der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Dr. Aloysius Muench, Bundeskanzler Dr. Adenauer die Insignien des Ordens vom Goldenen Sporn, den ihm Papst Pius XII. aus Anlass des 80. Geburtstages verliehen hat. In dem eigenhändig gezeichneten Breve des Papstes über die Verleihung des zweithöchsten päpstlichen Ordens erklärt Pius XII., dass er Dr. Adenauer die Ehrung um so lieber erweise, da er sich als Inhaber eines so bedeutenden Amtes auch durch seinen Glauben auszeichne. "Denn christliches Leben und Wirken der Regierenden trägt im hohen Masse zu einem echten Frieden der Völker, zu deren Glück und wahrem Fortschritt bei."

Prince Rupert, Canada — Papst Pius XII. hat den Provinzialoberen der St. Peters-Provinz der Oblaten, den hochwürdigsten Herrn Fergus O'Grady O.M.I., zum kirchlichen Oberhaupt des Apostolischen Vikariates Prince Rupert ernannt. Die Bischofsweihe des Neuernannten wird in Vancouver stattfinden. Bischof O'Grady O.M.I. dürfte den Marienbotenlesern von Allan, Sask., wohlbekannt sein. Seine guten Eltern hatten dort gelebt. Wir gratulieren dem neuen Oblatenbischof — und auch den Leuten von Allan!

Lourdeswallfahrt der Hünfelder Oblaten 1956 Dreimal in den letzten Jahren ist der Marianische Missionsverein der Oblaten nach Lourdes gepilgert, um mit den Marienwallfahrern aus aller Welt zusammen an dieser fast einmaligen Gnadenstätte zu beten, zu sühnen, eigene Not und die des Reiches Gottes vor Maria zu bringen.

Die Wallfahrtsleitung hat auf diesen Fahrten alles getan, dass die Pilgerfahrt zu Unserer Lieben Frau von Lourdes für jeden Teilnehmer zu einem tiefen religiösen Erlebnis wurde. Sie wurden in echt marianischem Geist durchgeführt. Unser Name gab uns die Verpflichtung dazu. Das Reich ihres göttlichen Sohnes bis an die Grenzen der Erde zu tragen, liess uns mit unseren Freunden zu einer Gemeinschaft von Missionaren werden. Deshalb führte unser Weg über Marseille, um auch am Grabe des Stifters der Oblaten den missionarischen Geist dieses Mannes zu erflehen.

Seit der letzten Wallfahrt im Mai 1954 wollen die Anfragen nach einer neuen "Lourdeswallfahrt der Oblaten" nicht verstummen. In den Briefen ist etwas zu spüren von der Sehnsucht, welche die Menzingerschwester Wiboroda Maria Duft in Versen zum Ausdruck gebracht. Und so haben wir uns entschlossen, in Lourdes wirklich staunend zu schweigen – zu schauen – zu sehen – zu lauschen.

Die Hünfelder Oblaten fahren im Juli dieses Jahres wieder nach Lourdes. Wir versprechen, die Pilgerfahrt im gleichen religiösen und marianischen Geist durchzuführen, wie die so erfolgreichen Wallfahrten zuvor.

„Gib, allmächtiger, herrlicher Gott, es möge niemals geschehen, daß Christus nach Seiner Auferstehung von den Toten wieder in uns sterbe. . . . Was nützt es mir, wenn Er in meinem Herzen nicht lebt und wenn Er in mir nicht die Werke des Lebens vollbringt?"



Die fremde Frau

von Josef Martin Bauer

Zuweilen hörte Marla, wenn sie unter den Türstock trat und in den schneehart gefrorenen Tag hinaushorchte, von ganz fern feine silberne Axtschläge, und zuweilen auch hörte sie dumpf wie einen Schneebruch das Niederkrachen eines gefällten Baumes. Weit oben im Wald nämlich arbeiteten Marlas Brüder, die um fünf schon an die Arbeit gegangen waren, weil sie heute früher als sonst Schluß machen wollten. Das schwere Niederbrechen gefällter Bäume war ihr Werk, aber die Axtschläge klangen heute anders als sonst, und es war auch nicht das Tun der Brüder, was so silbern klang, weil sie doch nur schwere eiserne Äxte hatten. Es ging wohl jemand unsichtbar durch das Niederholz und schlug Bäume, damit am Abend hinter jedem Fenster ein Baum brennen konnte.

Ruhig brannte das Feuer im Kesselofen, und Marla mußte nachschüren, Marla mußte mit einem dünnen Holzspan erproben, ob die Kartoffeln schon weich waren, Marla strich die Schürze glatt und setzte sich auf den Hocker, um zu warten, bis das kleine Essen fertig war und der Vater dann heimkam, der zum Einkaufen für die Feiertage fortgegangen war. Rings um das Haus war lauter Wald, nur nach der Südseite hin lag eine breite, sonnenbeschienene Schneise vor dem Haus. Von da mußte der Vater kommen, um elf etwa, denn er war mit Marlas Brüdern um fünf schon weggegangen.

Während Marla in wichtigtuerischer Ungeduld dem Fertigkochen des bescheidenen Mittagsmahles zusah und nachhalf, das Gesicht von Eifer gerötet und die Hände immer tätig, pochte es an dem einen Fenster, das zur Waldseite hinausschaute. Die zehnjährige Marla, die noch nie erfahren hatte, was Fürchten ist, hopste vom Hocker, strich Rock und Schürze glatt und machte den reifbesponnenen Fensterflügel auf.

Draußen stand eine fremde Frau, die sehr dürftig gekleidet war und einen Tragkorb am Arm hängen hatte. Es kam selten vor, daß hier jemand vorbeikam außer den Holzknechten, aber weil Marla vor keinem Menschen so etwas wie Scheu empfand, betrachtete sie die fremde Frau mit der Neugierde,

die ihr Kindesrecht war, und fragte nach ihrem Begehr.

„Ist dein Vater nicht zu Hause, Kleine?"

„Nein. Er ist frühmorgens schon fortgegangen, Fleisch zu kaufen für die Feiertage, und vor elf wird er wohl nicht zurückkommen." Jetzt aber zeigte die Uhr etwas nach neun.

„Und sonst ist niemand zu Hause als du?"

„Du siehst es doch, Frau: ich bin allein."

„Dann mach du mir auf!"

Marla schüttelte den Kopf, daß die Henkelzöpfe wippten. „Der Vater hat gesagt, ich darf keinem Menschen die Tür öffnen."

Die Fremde lachte, und ihr Lachen klang so, daß es Marla eigentlich erschrecken wollte. „So hat dein Vater das wohl nicht gemeint. Er wird dir gesagt haben, daß es heute so viele Tagediebe und Nichtsnutze gibt, und daß du denen natürlich nicht aufmachen darfst. Aber mir kannst du doch öffnen. Ich tue dir nichts."

„Das glaube ich dir gern", sagte Marla mit klingender Stimme, „aber wenn mein Vater sagt, ich darf keinem Menschen aufmachen, dann darf ich dir nicht aufmachen." Nach einer Weile besann sich Marla doch und fragte durchs Fenster hinaus:

„Du frierst wohl sehr?"

„Ja. Ich friere. Der Tag ist kalt, und ich bin schon einige Zeit unterwegs. Nur wärmen möchte ich mich, sonst gar nichts."

Da nahm Marla kindlich einen Finger in den Mund, als wollte sie ein mitleidiges Wort zurückhalten, das ihr sonst vielleicht entgleiten konnte. Sie besann sich einen Augenblick und schlug dann das Fenster zu. „Warte einstweilen draußen! Ich mache die beiden Riegel an der Türe auf und lasse dich ein. Auf der anderen Seite ist die Tür!" Sie lief aus der Stube und machte draußen die Riegel der Tür locker, die ins Freie führte. „Wenn du frieren mußt", sagte sie, während die Fremde etwas zu eilig einen Schuh in den kleinen Spalt zwängte, „dann komm doch herein und wärme dich!" Es war ihr nicht ganz wohl dabei zumute, denn der Vater konnte sehr streng sein, wenn Marla einen so nachdrücklich gegebenen Auftrag mißachtete. Nun aber war es nicht mehr aufzuhalten, und die Frau ging an Marlas Seite in das Haus und in die kleine Stube, in der eine wohlige Wärme sie sogleich umpfing.

„Da! Setz dich nieder!" sagte Marla und bot der Frau den Hocker an.

Die fremde Frau aber hatte Kälte und Erregtheit und Unruhe mit sich gebracht. Ihre Finger nestelten an dem dürftigen Kleid und zogen es hoch und nieder lang, immer so zu, während Marla die Kartoffeln vom Feuer zog, weil sie inzwischen weich geworden waren und nun auskühlen sollten.

Währenddessen besah die Fremde ein Bild an der Wand, das Marlas Vater und Mutter und sie selbst mit ihren Brüdern zeigte.

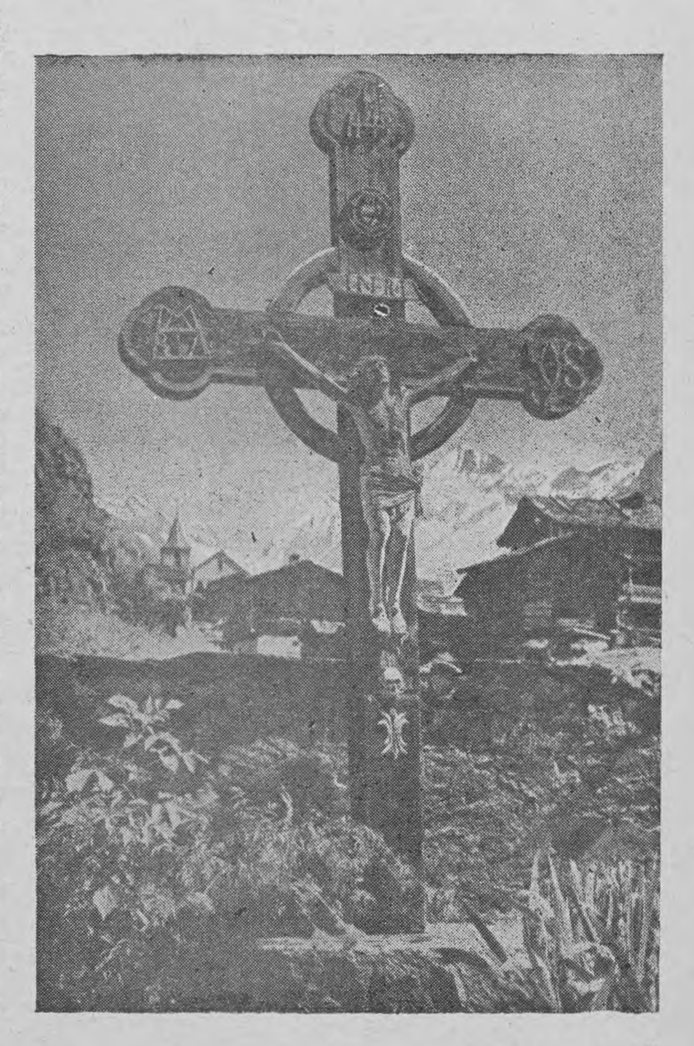
„Ist das dein Vater?" fragte die Frau.

„Ja. Du siehst es doch. Und das ist meine Mutter. Und die drei da, das sind meine Brüder. Die sind im Wald oben beim Holzschlagen."

„Und du bist ganz allein zu Hause?" fragte lauernd die Frau.

„Ganz allein, ja. Oder glaubst du das nicht?"

Was es mit der Mutter sein mochte, von der Marla bisher nichts gesagt hatte, wo sie war, hätte die Fremde gern ergründet, aber eben, als sie fragen wollte, kam ihr ein Gedanke, der ihre Absicht zum Ziel führen mußte. Sie nestelte unruhig auf dem Hocker, während sie, den Blick von Marlas un-



schuldigem Gesicht abgewendet, leise sagte: „Mich hat deine Mutter nämlich zu dir geschickt."

Dieses Wort mochte eine große Torheit gewesen sein, denn Marla wußte darauf keine Antwort. Sie war verwirrt und atmete hastig. Ihr Gesicht wurde bleich, als sie endlich doch nachfragte. „Du sprichst von meiner Mutter? Und du kennst sie? Du weißt wo sie ist?"

Die Fremde sagte gepreßt: „Ja."

„Nein". sagte Marla leise und gedankenverloren darauf, „nein, du bist doch noch nie bei uns gewesen, und du möchtest wissen, wo meine Mutter ist. Kommst du denn aus der Stadt?"

„Ja ja, aus der Stadt. Natürlich aus der Stadt. Dort bin ich mit deiner Mutter zusammengetroffen, und dort hat sie mir gesagt, ich soll zu euch gehen." Die Fremde sprach hastig und immer noch unsicher, denn noch begriff sie nicht, was sie eigentlich sagen mußte, um nicht vor dem Kind als Lügnerin zu erscheinen. Da half ihr Marla in ihrer Lüge und erzählte, zusammengeduckt auf der Bank sitzend, wie die Mutter vor drei Jahren krank geworden sei, wie sie lange siech daheim gelegen und den Vater gebeten habe, er möge sie in die Stadt bringen lassen, denn dort allein könne man ihr noch helfen. „Ich war noch nicht groß, das kannst du dir denken, gute Frau, und weil ich noch so klein war, mußte ich daheim bleiben, als sie die Mutter in die Stadt brachten."

„Und weiter? Weiter!" drängte die Fremde.

„Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich daheim bleiben mußte. Ich habe meine Mutter nicht mehr gesehen seit der Zeit. Einmal ist der Vater zu ihr gefahren, und meine Brüder sind auch mit ihm gefahren. Und der Vater hat am Abend dann erzählt, die Mutter müsse immer in der Stadt bleiben. Ob sie wieder gesund geworden sei, habe ich den Vater gefragt. Oh, sie sei wieder ganz gesund, ja ja, ganz gesund, hat mein Vater mir erzählt, aber er hat geweint dabei. Vielleicht hat er deswegen geweint, weil die Mutter in der Stadt blieb und nicht mehr zu uns kommen mochte."

Betroffen hörte die Fremde dieser Erzählung des Kindes zu. Sie wußte daraus zu entnehmen, was man dem Kind verschwiegen hatte; daß die Mutter in der Stadt gestorben war. Ihr aber mochte es nur recht sein, wenn Marla weiter glaubte, die Mutter lebe noch und sei in der Stadt. Denn sie war nicht gekommen, um sich hier den durchfrorenen Körper zu erwärmen. Darum ging sie nun unbeirrt auf ihr Ziel zu.

„Es ist kalt draußen, kleines Mädchen."

„Ja. Es ist kalt. Ich heiße Marla, gute Frau."

„Marla heißt du, soso. Ja, und es ist kalt draußen, sehr kalt. In der Stadt ist es noch kälter, weil es dort keinen Wald gibt, der die Kälte abhält. Und in dieser kalten Stadt muß deine Mutter nun leben."

„Wann hast du sie denn gesehen, gute Frau?"

„Gestern. Gestern habe ich sie gesehen. Sie hatte weniger Gewand am Körper als ich, und der Wind zieht so kalt durch die Straßen der Stadt."

Marla schaute großäugig auf den Mund der Erzählenden und wollte ihr die Worte abringen, die ihr zu erzählen vermochten von der Mutter. „Muß sie sehr frieren, meine Mutter?"

„Weil es so kalt ist in der Stadt und weil sie so bitter friert, darum hat sie mich zu dir geschickt." Der Schnee an ihren abgetretenen Schuhen hatte sich gelöst und hatte zwei große, nassen Spuren auf den Stubenboden gezeichnet. Die Schuhspitzen zeichneten aus dem Schmelzwasser verworrene Figuren. „Du sollst mir ihre Kleider mitgeben, damit sie nicht mehr frieren muß, hat sie mir aufgetragen."

Ein leisen, kaum fühlbarer Zweifel huschte einmal noch durch das Denken des Mädchens. Die Fremde aber zeichnete unentwegt ihre nassen Figuren auf den Fußboden und brachte Marla damit vollends in Verwirrung.

„Komm!" sagte Marla, sie zog den Topf ganz aus der Herdmitte weg und ging in die Kammer, gefolgt von der fremden Frau. Dort öffnete Marla den niederen Schrank und hängte sorgsam alle Kleider aus, von denen sie wußte, daß sie der Mutter gehört hatten. „Nein, frieren soll die Mutter nicht, wenn es so kalt ist in der Stadt!" Sie konnte nicht weinen, sie hatte nur grenzenloses Mitleid mit der Mutter, die sie noch so bleich und schmal in Erinnerung hatte, wie sie gewesen war, ehe der Vater sie in die Stadt gebracht hatte. Die Fremde aber packte unentwegt ein, was Marla bereitlegte für sie. Mit einer Schnur nur umspannte sie das mächtige Paket, das sie so in die Stadt tragen wollte.

„Sie friert und sie hungert, und sie hat bittere Not zu leiden in der Stadt, kleine Marla."

„Glaubst du", fragte Marla kindlich, „ob sie sich freuen würde, wenn du ihr einen Laib Brot mitbrächtest, Brot von uns, weißt du? Sie wird unser Brot sogleich wiedererkennen, weil wir immer den hölzernen Stern darauf drücken."

„Brot — Brot — ich weiß nicht, Marla. Geld müßte sie haben, um etwas Warmes zu kaufen. Aber du hast wohl kein Geld?"

Daß der Mutter mit dem Brot nicht gedient sein sollte, wollte Marla nicht begreifen. Sie blieb zögernd stehen und bedachte alles, dann lief sie in ihre kleine Schlafstube hinauf und brachte ein tönernes Behältnis. „Was ich erspart habe, ist da drinnen. Es muß viel Geld sein, sehr viel Geld, denn alles habe ich durch den Schlitz geschoben, was ich bekommen habe." Sie kniff die Augen zu, um es nicht sehen zu müssen, wie ihre Spardose zersprang, denn es waren bunte Blumen darauf gemalt, die dann in Scherben gebrochen waren, als das Geld lose zwischen den Scherben auf dem Tisch lag und die Fremde hastig alles einsteckte.

„Mehr Geld hast du nicht?" fragte, fast böse, die Frau.

„Nein. Woher sollte ich Geld haben?"

„Die Mutter wird weinen, wenn ich ihr nur dies bringen kann. Es reicht für ein paar Tage, dann muß sie wieder hungern, weil es nicht viel ist, was ich ihr bringen kann."

„Weinen — sagst du — wird meine Mutter? Ich habe sie nicht weinen gesehen, solange ich denke. Dann muß es ihr bitter schlecht gehen, wenn sie einmal weint, wo sie doch im Kranksein nicht einmal geweint hat."

Ein kleines Drängen der fremden Frau half nach, das sich regende Gewissen zu beschwichtigen, dann ging Marla noch einmal in die Kammer und holte aus der Schublade, wo der Vater sein weniges Geld verwahrte und wo die Brüder das ihre aufbewahrten, alles hervor, was zu finden war.

„Wenn nun aber der Vater kommt?" fragte Marla plötzlich ernüchtert.

Da mußte die Fremde dieses Kind, das um der Mutter willen alles weggegeben hatte und den Vater fürchtete, zu beruhigen versuchen. Noch war ja Zeit, wenn der Vater doch erst gegen elf heimkommen sollte. Marla saß auf der Bank und weinte um der Not willen, die ihre Mutter zu ertragen hatte, und weinte aus Angst vor dem Vater, obgleich sie noch nie vor etwas im Leben Angst gehabt hatte. Wenn die Fremde nun so von ihr ging, dann lief die Kleine ihr vielleicht schreiend nach und ging ihr nicht von den Fersen. Darum versuchte sie es mit guten tröstenden Worten.

Marla wurde wieder ruhig und erzählte, was sie noch wußte von ihrer Mutter. Es war wohl alles recht, was sie getan hatte, denn die Mutter war so gut gewesen. Sie war so gut, daß ihre Not sogar das Mitleid dieser fremden Frau erweckt hatte.

„Sie war gut", sagte Marla schüchtern, „gut — wie du." Dabei legte sie ihre kindliche Hand auf die rauhe Hand der Frau.

„Warum sagst du mir, daß ich gut sei?" fragte die Fremde verwirrt.

„Jeder Mensch, der einem anderen helfen will ist gut."

Darauf wußte die Frau keine Antwort. Sie war wie ein böses Tier aus dem Wald gekommen und hatte einen törichten kleinen Menschen gefunden, der sich überlisten ließ. Gut war sie wirklich nicht. Schlecht war sie. Denn sie wollte stehlen, wie sie es schon zuweilen getan hatte. Dieses Kind aber sagte, sie sei gut, und glaubte an die Güte aller Menschen.

„Ich möchte gehen", sagte die Fremde unwirsch, um das abzuschütteln, was sie bedrängte.

„Du wirst einen weiten Weg haben und eine schlechte Bahn. Ich kann es dir nicht danken, was du tust. Aber —." Sie schlang ihre Arme um die fremde Frau und lehnte ihre von der Hast gerötete Wange an die Wange der Fremden: Wirst du es meiner Mutter sagen, daß ich schon so lange allein zu Bett gehen muß? Daß sie wiederkommen soll? Bei uns, sag' ihr, ist es nicht kalt!" Dabei strich sie behutsam über die rauhen Hände der fremden Frau, und dann erstaunte sie und besah die Hände inniger. „Wenn meine Mutter mir über den Scheitel streichelte, verfingen sich die Haare an ihren rauhen Händen. Bei dir müßte es wohl auch so sein." Und sie lehnte sich zurecht, daß die Frau ihre Hände nur noch auf das Haar zu legen brauchte. Sie mußte den Scheitel des Mädchens streicheln, das nicht glauben wollte, daß es schlechte, böse, ungute Menschen gab, und sie besann sich, da ein Kind sie zum Gutsein zwang, auf sich selbst, weil das Kind sich nicht beirren ließ in dem Glauben, daß sie gut sei.

Eine kleine Weile später ging die Fremde verstört aus dem Haus am Wald und trug nichts bei sich von dem, was sie bereitgelegt hatte. Nur ein Schaltuch nahm sie von Marla an, weil sie fror und weil sie davor bangte, es möchte vielleicht dieses erste kleine Gutsein in der Tagkälte sonst erfrieren.

Als der Vater zu Mittag heimkam, erzählte Marla ihm, die Mutter sei dagewesen und habe ein Schultertuch mitgenommen, um nicht mehr frieren zu müssen in der Stadt. Und je mehr der Vater ihr widersprach, desto tiefer lebte sie sich in diesen Kindesglauben ein, denn die fremde Frau war gut gewesen. Und gut, wirklich gut konnte nur die Mutter sein.

Von Klöstern und Ordensleuten

Werbefeldzug für Priesterberufe – In der Olympia-Hall in London veranstalteten über 100 Männer- und Frauenkongregationen (darunter die Oblaten) eine Ausstellung großen Stils, um für die Priester- und Missionsberufe zu werben. Mehr als 250,000 Besucher wurden in acht Tagen gezählt. Es sprach auf der Ausstellung auch ein zum Katholizismus konvertierter Vetter Winston Churchills.

Ein Abt pflanzte das Kreuz – Die goldene italienische Zivilverdienstmedaille wurde dem inzwischen verstorbenen ehemaligen Abt von Monto Cassino, P. Gregorio Diamare, verliehen. Postminister Guiseppe Spataro überreichte die hohe Auszeichnung dem jetzigen Abt in einer Feierstunde zu treuen Händen. Die römische Morgenzeitung Il Popolo schreibt in diesem Zusammenhang:

„Wer könnte die Haltung des heldenhaften Abtes vergessen, der nach dem mörderischen Bombenregen das Kreuz Christi über die Trümmer pflanzte und an der Spitze weniger überlebender die Feuerlinie durchschritt, um die Reste seiner geschlagenen Herde zu sammeln? In jenem Augenblick – zwischen den rauchenden Trümmern, im tragischen Schweigen der Toten und unter dem Weinen und Jammern der Verletzten – bestätigte er mit dem von ihm hocherhobenen Kreuz die Herrschaft des Geistes über die rohe Gewalt und zeigte den Völkern den Weg der Auferstehung und des Lebens. Er, der mit seinem Volk alle Leiden und alle Opfer geteilt hatte, er, der aller Gefahren und aller Schmerzen teilhaft wurde, war in jenem Augenblick nicht nur der Retter und der Verteidiger seiner Herde, er war ein Symbol ganz Italiens, das mit dem Kreuz in der Hand den Weg durch Trümmer und Vernichtung ging und mit diesem Kreuz den Weg der Rettung finden wollte. So wurde einem großen Abt von Monto Cassino, der während seiner langen Regierung das berühmte Kloster zu einem der größten Augenblicke seiner Geschichte führte, die Aufgabe zuteil, nicht nur Italien, sondern der ganzen Welt das Programm der christlichen Auferstehung zu weisen."

Anglikaner helfen Monte Cassino – Anglikanische Studenten der Universitäten Oxford und Cambridge sammelten Geldspenden, um die Bibliothek der während des Krieges zerstörten Benediktinerabtei von Monto Cassino mit kirchlichen und wissenschaftlichen Werken neu auszustatten. Auch protestantische Kathedralen und Kirchen, die dereinst von den Benediktinern gegründet wurden und durch die Reformation in protestantische Hände übergingen, nehmen an dem Hilfswerk teil.

Bereits kurz nach der Zerstörung der Abtei im Jahre 1944 wurde vom protestantischen Dekan der Kathedrale in Winchester eine Sammlung eingeleitet. Die ersten Buchsendungen sind bereits abgegangen. Jedes Buch enthält eine lateinische Widmung, die Spender und Zweck der Spende nennt.

Die London Times wies in einem Leitartikel darauf hin, daß die Westminsterabtei, wo Königin Elizabeth gekrönt wurde, von den Benediktinern gegründet wurde. Es sei daher jetzt ein besonders gut geeigneter Zeitpunkt, „durch eine Geste des guten Willens der Abtei aller Abteien, dem Mutterhaus der gesamten benediktinischen Welt" zu helfen.

Ein Mönch doziert Kriminologie – An der holländischen staatlichen Universität von Gronigen wurde der Franziskanerpater Dr. H. van Rooy zum Lektor in Kriminologie (Strafrechtswissenschaft) ernannt. Der neue Lektor, der zuletzt als Privatdozent in dem gleichen Fach an der staatlichen Universität in Utrecht tätig war, studierte an der katholischen Universität von Löwen in Belgien, promovierte dort als erster Kandidat im Jahre 1937 als Doktor der Kriminologie und ist bis jetzt der einzige Strafwissenschaftler, der diesen besonderen Doktortitel besitzt. Der Franziskaner wurde sowohl von der holländischen Regierung wie von den Vereinigten Staaten von Nordamerika und auch von den Vereinten Nationen in den Jahren nach dem Kriege mit zahlreichen wissenschaftlichen Aufgaben betraut. Der Heilige Stuhl entsandte ihn als offiziellen Vertreter zum 12. Internationalen Kongreß für Strafrecht und Gefängniswesen, der im Jahre 1950 im Haag gehalten wurde.

Klöster als geistige Grenzfestungen – In die Grenzlandaktion des Bayrischen Landesverbandes für freie Volksbildung, die von Anfang April bis zum 10. Juni 1953 durchgeführt wurde, schalteten sich mit eigenen Veranstaltungen die niederbayrischen Klöster ein und bekundeten damit öffentlich ihre Aufgabe als Vorposten abendländischer Kultur.

Besonders eindrucksvoll geschah dies im Benediktinerkloster Niederalteich, in dem der Passauer Hoch-

schuldozent Dr. Welser-Carus vor den Patres, den Internatsschülern und der Bevölkerung des Orts über das Ost-West-Problem als Schicksal Europas sprach.

Orden vom Britischen Empire an Ordensleute – Königin Elisabeth von England ernannte den Apostolischen Vikar der südlichen Salomon-Inseln, Bischof Joan Marie Aubin, in Würdigung seiner missionarischen Verdienste zum Kommandeur des Ordens vom Britischen Empire. Gleichzeitig verlieh die Herrscherin auch Mutter Etienne Conan, die seit 50 Jahren im Protektorat von Sierra Leone wirkt, den Orden vom Britischen Empire.

Heiden wählen katholischen Bischof zum Stadtrat – Zahlreiche Hindus und Mohammedaner gaben bei den letzten Stadtratswahlen in Krishnagar ihre Stimme dem katholischen Bischof Ludwig Laravoire Morrow. Seine Diözese, die zur Kirchenprovinz Kalkutta gehört, zählt unter fast acht Millionen Einwohnern nur 9000 Katholiken. Der Bischof hat seine Tätigkeit im städtischen Eriehungs- und Gesundheitsausschuß bereits aufgenommen.

Jesuiten die ersten Erforscher von Tibet – Bei der Vorstellung der englischen Himalaya-Expedition erklärte der indische Unterrichtsminister dem Präsidenten der indischen Republick, daß das Gebiet von Tibet erstmalig im Jahre 1711 von französischen Jesuiten erkundet worden sei. Die Jesuiten zeichneten in der Folgezeit auch die erste geographische Karte von Tibet und markierten auf dieser das Gebirge das sich an der chinesischen Grenze über 60 Kilometer hinstreckt.

Vertriebene Jesuiten geben Lexikon heraus – Aus China vertriebene französische Jesuiten arbeiten zur Zeit auf der Insel Formosa an der Zusammenstellung eines neuen französisch- chinesischen Lexikons. Es wird auch moderne Begriffe behandeln und soll 35,000 Stichworte enthalten.

Jesuitenverbot soll fallen – Dem norwegischen Parlament ist von der Regierung ein Antrag zugegangen, das seit 140 Jahren durch die Verfassung vorgeschriebene Jesuitenverbot aufzuheben. In der Begründung heißt es, daß sieben Bischöfe der norwegischen lutherischen Staatskirche für die Aufhebung des Verbotes seien und nur einer dagegen. Die norwegische Presse fordert bereits seit geraumer Zeit die Streichung des „Jesuitenparagraphen", da er dem Grundsatz der Religionsfreiheit widerspreche. In seiner ursprünglichen Fassung vom 31. Mai 1814 besagte der Paragraph, daß Jesuiten, andere „mönchische Gemeinschaften" und Juden nicht geduldet werden sollen. Der gegen Juden verhängte Bann wurde bereits 1951 aufgehoben. 1897 fiel das Verbot „anderer mönchischer Gemeinschaften", aber das Jesuitenverbot blieb in Kraft.

Ein Benediktiner 25 Jahre Dozent – Philosophieprofessor Dr. Albert Auer O.S.B. kann auf eine 25jährige Dozententätigkeit zurückblicken. Vor kurzem wurde er zum Senator der theologischen Fakultät gewählt. P. Auer wurde 1928 in Salzburg Privatdozent für christliche Philosophie. Im Sommersemester 1930 begann er dort seine Vorlesungen zur Geschichte der scholastischen Terminologie. Das Wirken des bekannten Benediktinergelehrten berechtigt zu der Hoffnung, daß das päpstliche philosophische Institut, das heute der theologischen Fakultät in Salzburg angegliedert ist, in nicht zu ferner Zeit zur staatlichen anerkannten philosophischen Fakultät erweitert wird.

Missionar bei den Aussätzigen – Im Dienste der Aussätzigen wirkt der 80jährige französische Missionar von den Herz-Jesu-Priestern, P. Choblet, auf den Gilbert-Inseln. P. Choblet war selbst 1928 vom Aussatz befallen worden, nchdem er 36 Jahre lang ohne Unterbrechung als Missionar in Ozeanien gewirkt hatte.

Kirchweihe, Primiz und Mönchsweihe – Die feierliche Einweihung einer mit Hilfe des Bonifatiusvereins errichteten St. Hedwigskirche, die Primizfeier eines Neupriesters aus der Gemeinde, Sohn einer ermländischen Flüchtlingsfamilie, die Mönchsweihe eines in den Benediktinerorden eingetretenen Mitglieds der Gemeinde und eine Subdiakonatsweihe konnte die Flüchtlingsgemeinde Bramstedt in Holstein begehen.

Doppelprimiz in Vertriebenenfamilie – Zwei Brüder, P. Winfried Seipolt und P. Adalbert Seipolt O.S.B., Heimatvertriebene aus Breslau, feierten am 15. August 1953, dem Fest Mariä Himmelfahrt, in der Pfarrkirche St. Albert zu München-Freimann ihre Primiz. Der Vater Johannes Seipolt, Redakteur an der Vertriebenen Zeitung „Der Volksbote", München, war ein bekannter schlesischer Journalist und Politiker und an der „Schlesischen Volkszeitung", dem führenden katholischen Blatt Ostdeutschlands, in Breslau tätig.

Aus einer Martyrerfamilie – P. Jose Kakimore S.J., dessen Voreltern sich unter den ersten Martyrern in Nagasaki (Japan) befanden ,feierte in Sevilla seine Primiz.

Der Bischof der Auslanddeutschen

Erzbischof Dr. Berning zum Gedenken

Von Msgr. Albert Büttner

Als im Jahre 1939 Bischof Dr. Wilhelm Berning sein Silbernes Bischofsjubiläum feierte, überreichte ich ihm als Leiter des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen eine Urkunde über die geplante Errichtung einer Kirche in Rosch bei Czernowitz (damals in Rumänien), die ein Dankeszeichen für den bischöflichen Freund der Auslanddeutschen werden sollte. Bei dieser Gelegenheit sagte der Hochwürdigste Herr in tiefer Ergriffenheit und durch den Kriegsausbruch vermehrter Sorge um die katholischen Glaubensbrüder im Ausland, die Arbeit für diese Glaubensbrüder sei ihm immer eine der liebsten gewesen, der sein Herz besonders gehörte.

Es scheint, daß die göttliche Vorsehung Erzbischof Berning schon von seiner Priesterjugend an für die große weltweite Arbeit im Seelsorgsdienst der Auslanddeutschen vorbereitet hat. Bei seinem Studium im Priesterkolleg „Anima" in Rom wohnte er dem deutschen Seelsorger benachbart und lernte die Aufgabenstellung deutscher Auslandsseelsorge kennen. Er trat in lebendige Verbindung zu den im Deutschen Leseverein sich zusammenfindenden deutschen Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Künstlern und Wissenschaftlern.

Sein Bistum lag nicht nur an den Grenzen von Land und Meer, von fremdem und deutschem Volkstum, von den großen Hafenstädten, die zu seinem Bistum gehörten, spannen sich auch Fäden der Liebe und Sorge in alle Welt.

Viele Reisen führten den Oberhirten der nordischen Missionen ins Ausland, nach Skandinavien, Dänemark, nach Österreich, Ungarn und Jugoslavien, nach Ägypten, Palästina und weiter nach Nordamerika und Australien. Überall suchte er nach seinen Landsleuten, um ihre Lage zu studieren. Von seiner Reise nach Australien zur Teilnahme am Eucharistischen Kongreß schrieb er selbst:

„Auf unserer Reise zum fernsten Erdteil suchten wir überall mit den Deutschen in fernen Ländern, wohin wir kamen, Fühlung zu nehmen. In Japan und China, auf den Philippinen und in Australien wurden wir von den Deutschen in ihren Clubhäusern freudig begrüßt."

Der bischöfliche Freund der Auslanddeutschen scheute allerdings auch keine Mühe und versäumte keine Gelegenheit, unter seinen Landsleuten zu sein, mit ihnen zu beraten, ihre Sorgen kennen zu lernen und ihnen das Reich Gottes nahe zu bringen. Ein Musterbeispiel dieser lebendigen Sorge war seine Anwesenheit in Australien. Er berichtete in der Zeitschrift „Die Getreuen" (1929):

„Für die deutschen Katholiken war bislang keine deutsche Seelsorge eingerichtet. Ich habe mit den zuständigen Stellen vereinbart, daß den deutschen Katholiken in der St. Patrik-Kirche Gelegenheit zum Beichten in deutscher Sprache gegeben und bisweilen eine Predigt in deutscher Sprache gehalten wird."

Bischof Berning hielt selbst zweimal den Gottesdienst für die Landsleute mit deutscher Predigt.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß Bischof Berning, der den Auswandererschutz in den Hafenstädten seines Bistums eingerichtet, das Präsidium des St. Raphaels-Vereins übernommen hatte, durch seine Reisen, Erfahrungen und Beziehungen, auf Grund seiner Berichte und seines Einsatzes bei der alljährlichen Bischofskonferenz von dieser auch den amtlichen Auftrag erhielt:

„Die Konferenz ermächtigt den Bischof von Osnabrück in ihrem Namen sich um die Ordnung der religiösen Betreuung der deutschen Katholiken im Ausland zu bemühen, soweit dies nicht der Josephs-Missionsverein in einzelnen Ländern übernommen hat. Der Bischof von Osnabrück möge sich in den einzelnen Fällen mit den Bischöfen des Auslandes in Verbindung setzen, in deren Gebiet sich besondere Bedürfnisse für die religiöse Versorgung der katholischen Deutschen gezeigt haben."

Erzbischof Berning kannte fast alle Seelsorger in den deutschen Gemeinden des Auslandes mit Namen und persönlich oder wenigstens durch briefliche Verbindung. Er war über die Verhältnisse, über Fortschritt und Schwierigkeiten stets erstaunlich gut informiert. Er griff oft vermittelnd und fördernd ein, stand mit den ausländischen Bischöfen und Ordensoberen in lebendiger Fühlung, besonders wenn es galt, deutsche Seelsorgestellen im

Ausland neu- oder umzubesetzen oder seelsorgliche Hilfe zu vermitteln. Für alle Anliegen des Reichsverbandes hatte er stets ein feines Empfinden. Er war für neue Wege und Ziele aufgeschlossen, regte selbst an und korrigierte. Er bemühte sich persönlich um die Beschaffung von Mitteln, um die deutschen Glaubensbrüder im Ausland mit christlichem Lesestoff zu versorgen, schrieb u. a. ein Vorwort für ein Religionsbuch, das in Zehntausenden von Exemplaren noch während des Krieges in alle Welt hinausgeschickt wurde. Er verfehlte es nie, die Theologen aus dem Ausland, die jährlich zu Studienfahrten nach Deutschland eingeladen wurden, zu begrüßen und anzusprechen. Noch kurz vor seinem Tode empfing er die südamerikanischen Priester, die das Katholische Auslandssekretariat zu einem Ferienkurs eingeladen hatte. Die Herren waren tief beeindruckt von dem reichen Wissen, der väterlichen Güte und herzlichen Menschlichkeit, nicht zuletzt von seinem liebenswürdigen Humor. Er schenkte jedem sein Bild „damit Sie wissen, wie der Onkel in Osnabrück ausgesehen hat."

Dieses weltweite apostolische Wirken des Bischofs erhielt eine neue Bestätigung durch das Schreiben des Hl. Vaters vom 2. 12. 1930, in dem es hieß:

„Es ist Euer Bischöflichen Gnaden wohlbekannt, mit welch väterlicher Sorgfalt der Hl. Vater jederzeit beschäftigt war mit der religiösen Lage der Ausgewanderten, die infolge ihrer weiten Entfernung von der Heimat ein besonderes Bedürfnis nach Hilfe haben. Mit besonderem Wohlgefallen hat S. Heiligkeit darum immer die eifrige und edelmütige Tätigkeit verfolgt, die die deutschen Katholiken trotz bedeutender Schwierigkeiten zum geistigen Nutzen ihrer Stammesgenossen im Auslande entfalten. . . Der Hl. Vater vertraut, daß der kluge und unverdrossene Eifer Ew. Bischöfl. Gnaden in Übereinstimmung und mit der bereitwilligen Mitwirkung der H. H. Bischöfe der verschiedenen Diözesen den oben erwähnten Auswanderern jenen Trost und jene moralische und religiöse Hilfe bringen wird, deren sie bedürfen. In dieser Hoffnung sendet er als ein Unterpfand der göttlichen Gnaden von Herzen Ew. Bischöflichen Gnaden sowie allen, die Ihnen bei der Entwicklung des Werkes ihre Unterstützung leihen, den Apostolischen Segen."

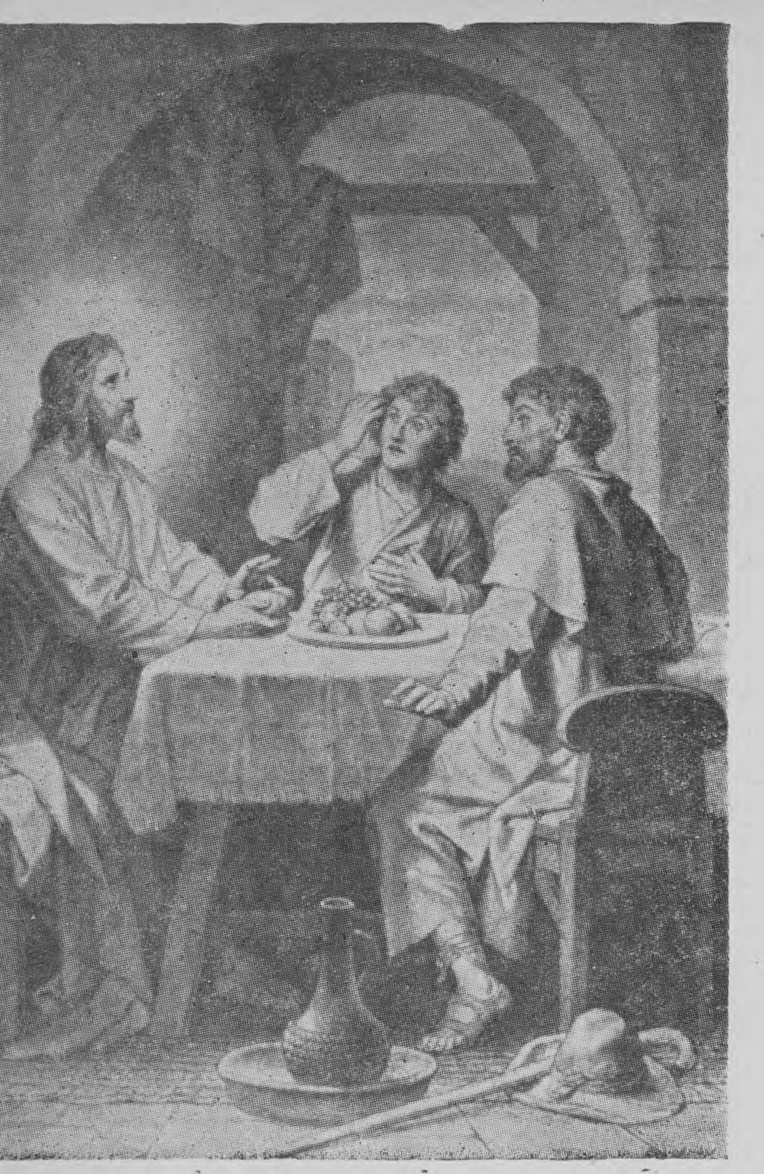
Auch in persönlichen Gesprächen hat der Hl. Vater Pius XI. dem Bischof der Auslanddeutschen Wegweisung und Aufmunterung gegeben. In seiner Predigt im Frankfurter Dom anläßlich der Jahrestagung des „Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen" sagte Bischof Berning:

„Der Hl. Vater hat mir selbst erklärt: Es ist ein natürliches und übernatürliches Recht der Deutschen in der Fremde, in ihrer Muttersprache die religiöse Unterweisung zu empfangen und das Wort Gottes zu hören!"

Der mündliche Mahner Bischof Berning hat nicht nur in praktischer Arbeit und hingebendem Einsatz seinen hohen Auftrag zu erfüllen, sondern auch geistig tiefer zu durchdringen und literarisch darzustellen gesucht. In kaum einem Jahresband der Zeitschrift „Die Getreuen" fehlt ein Aufsatz oder Aufruf des Bischofs. In jeder Bischofskonferenz zu Fulda hat er eingehend berichtet und in einer eigenen Broschüre „Katholische Kirche und deutsches Volkstum" die Probleme dargestellt. Diese Broschüre war zugleich eine Abwehrschrift gegen natio-

Schauen möcht' ich, schauen deiner Augen Meer,
die wie Himmel blauen, endlos wunderschwer.
Sehen möcht' ich, sehen deinen milden Mund;
staunend möcht' ich stehen, bis die Zeiten rund.
Schweigen möcht' ich schweigen, da dein Lächeln bricht.
Wann wirst du mir zeigen, Reinste, dein Gesicht?
Lauschen möcht' ich, lauschen deiner Stimme Klang,
die dem Gott der Himmel Erdenjubel sang.
Warten muß ich, warten am verschloßnen Tor.
Doch aus deinem Garten bricht es süß hervor:
„Einmal wirst du schauen meiner Augen Glanz,
die wie Meere blauen und wie Sonnen heiß!"
Einmal, einmal, Mutter, kommst du — oh, ich weiß!

Wiboroda Maria Duft, Menzingerschwester



Emmaus

Herr, bleib bei uns; denn es will Abend werden!
Sieh, wir sind einsam in der großen Zahl,
wir sind voll Furcht wie aufgescheuchte Herden.
Herr, brich das Brot mit uns beim Abendmahl!
Uns schreckt der Mond, als wären Feuerbrände
an deinem Himmel furchtbar aufgesteckt.
Uns ist kein Dach als deine guten Hände,
das unsrer Seelen wunde Blöße deckt.
Wir sind wie Kinder, wenn zur späten Stunde
die Mutter sie dem Dunkel überläßt.
Sie lauschen in die geisterbange Runde —
wo schirmt ein Schutz, wo hütet sie ein Nest?
Wir sind nicht flügge; unser banges Klagen
ist Todesnot der nackten Kreatur.
Sieh unser jammervolles Flügelschlagen!
Wir sind wie Lämmer nach der ersten Schur.
Die Hölle grinst mit schaurigen Grimassen,
und unsre Träume sind von Ängsten wirr;
wir sehn den Bösen gierig nach uns fassen
und hör'n der Totenvögel Haßgeschwirr.
Herr, bleib bei uns, der Abend sinkt hernieder!
Nicht deinetwegen, der du niemals bangst —
für uns, Herr; denn du kehrst gewiß nicht wieder,
wenn du jetzt gehst! Und sieh, wir haben Angst!

E. Franzel

nalsozialistische Angriffe und lieferte den Beweis dafür, daß die Kirche Hüterin und Förderin des Volkstums ist. Deutsche Volkstumsarbeit im Ausland sah der Bischof nicht in Absonderung und eitler Selbstherausstellung. Sein Bemühen war in dem Wort gekennzeichnet:

„Es liegt ja im Wesen der Kirche, daß sie vereinigend und versöhnend wirkt, daß sie über die Grenzen von Klasse und Stand, über Partei und Konfessionen hinweg die Liebe von Volk zu Volk predigt und übt."

Der Krieg brachte neue und vermehrte Aufgaben. Tausende von deutschen Männern und Frauen wurden in dem damals feindlichen Ausland in Internierungslager gebracht. Deutsche Männer füllten die Gefangenenlager der fremden Länder. Von Deutschland aus gab es nur einen Weg, ihnen wirksam zu helfen, nämlich ihnen geistige Nahrung durch Bücherspenden zu schicken. Im Rahmen der „Kirchlichen Kriegshilfe" beauftragte der Bischof den „Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen" mit der literarischen Betreuung der zahlreichen Interniertenlager. Für fast ½ Million Mark wertvolles Lesegut konnte beschafft und versandt werden. Das Feuer des Krieges hat leider die ergreifenden Dankesbriefe zum größten Teil vernichtet. Aber noch heute treffen Briefe ein von Heimgekehrten, die der tiefen Dankbarkeit für diese Tätigkeit Ausdruck geben. Im Jahre 1944 bemühte sich Bischof Berning um die Versorgung der kriegsgefangenen Theologiestudenten mit wissenschaftlichen Büchern. Diese schwierige Aufgabe wurde mit

aller Energie begonnen, konnte freilich infolge der sich überstürzenden Kriegsereignisse nicht mehr den gewünschten Erfolg zeitigen.

Beschützer der Ausgewiesenen und Flüchtlinge

Der Bischof der Auslanddeutschen wurde bald zum väterlichen Beschützer der ausgewiesenen Deutschen und Flüchtlinge aus den baltischen Ländern und der Bukowina. Der Protektor des bereits öfter erwähnten „Reichsverbandes" verfehlte nicht, ihnen nach allen Kräften Hilfe zu leisten. Er kümmerte sich um Priester und Laien und beauftragte den Leiter des „Reichsverbandes", wenigstens die seelsorgliche Betreuung der lange im Lager lebenden Ausgewiesenen zu ermöglichen. Namhafte Summen wurden für seelsorgliche und karitative Betreuung der Ausgewiesenen aufgewandt. Als dann zehntausende Bukowinadeutsche in rein polnischen Gebieten angesiedelt wurden, mußten schwierige Verhandlungen mit den polnischen kirchlichen Behörden und noch weit schwierigere mit den zuständigen SS-Stellen Himmlers geführt werden, um den armen ausgewiesenen Deutschen im polnischsprechenden Gebiet von Ost-Oberschlesien wenigstens den Trost des deutschen Gottesdienstes zu verschaffen. Mehrere deutsche Seelsorgsstellen in diesem Gebiet wurden eingerichtet und mit bukowina-deutschen Priestern besetzt. Sie konnten bis zu Ende des Krieges segensreich wirken.

Später galt es dann den Südtirolern Hilfe zu bringen, die zum Teil in der C S R zwangsweise angesiedelt worden waren. Auch dorthin konnte ein deutscher Seelsorger entsandt werden, dem es gelang, seine Landsleute noch rechtzeitig vor der großen Katastrophe aus diesem sehr gefährdeten Gebiet herauszuführen.

Die wahrhaft apostolische Sorge des Bischofs galt auch den katholischen Glaubensbrüdern anderer Nationalität. Gerade darin liegt der tiefste Beweis des wahrhaft religiösen und echt katholischen Wirkens des Bischofs der Auslanddeutschen. Er gründete in Verbindung mit dem „Reichsverband" und in Personalunion des Leiters die „Kirchliche Hilfsstelle für seelsorgliche Sonderaufgaben", die den Seelsorgern der unierten Diözesen von Lemberg, Stanislaus, Przemysl wirksame Hilfe bringen sollte. Über eine Million Reichsmark konnte auf schwierigem und gefährlichem Wege dem ehrwürdigen Patriarchen Graf Szeptyckyj von Lemberg zur Verteilung an die verarmten Priester der genannten Diözese, zur Wiedererrichtung der zerstörten Seminarien, zur Beschaffung von religiöser Literatur zur Verfügung gestellt werden. Auch den ukrainischen unierten Priestern in Deutschland wurde durch dieses Werk wirkungsvoll geholfen. Auch mancher orthodoxe Bischof empfing Hilfe in bedrängter Lage.

Als gegen Ende des Krieges auch die litauischen Priester auf ihrer Flucht nach Deutschland kamen, wurde von der „Kirchlichen Hilfsstelle" des Bischofs Hunderten von Priestern geholfen und die Seelsorge für die Litauer in Deutschland kräftig in jeder Weise gefördert und unterstützt.

Im Kampf gegen die Vertriebenen

Erzbischof Berning war durch die im Krieg bereits gesammelten Erfahrungen, aus der persönlichen Berührung mit dem Flüchtlingselend der Deutschen aus der Bukowina, Lettland und Südtirol, der unierten Priester aus der Ukraine, den Flüchtlingen aus Litauen für das gewaltige Problem des Flüchtlingselendes vorbereitet und aufgeschlossen. Nach dem furchtbaren Zusammenbruch war für den „Reichsverband für das katholische Deutschtum im Ausland" keine Arbeitsmöglichkeit mehr gegeben. Doch Millionen von Menschen, denen seine Sorge in der Heimat galt, kehrten als bettelarme Flüchtlinge und Vertriebene in die alte Heimat ihrer Väter zurück. Erzbischof Berning schlug daher im Jahre 1945 der Fuldaer Bischofskonferenz die Beauftragung der „Kirchlichen Hilfsstelle" in Frankfurt am Main mit der Nebenstelle in München zur Mithilfe bei der Bewältigung der ungeheuren Flüchtlingsnot vor. Sie wurde unter dem Protektorat des Bischofs von Osnabrück mit der seelsorglichen Betreuung der Flüchtlinge, mit der Sorge für die Geistlichen und Theologiestudenten und anderen Aufgaben betraut. In seinem Auftrag gingen damals noch auf schwierigem Wege die ersten Bitten um Hilfe an den Hl. Vater, der dann auch die ersten Autokolonnen mit Liebesgaben beladen nach Deutschland schickte, einen besonderen Anteil der „Kirchlichen Hilfsstelle" für die Versorgung der Priester mit Kleidung und Nahrung enthaltend. Der Protektor der „Kirchlichen Hilfsstelle" war dann auch maßgebend beteiligt bei den ersten Bemühungen um die Errichtung eines Seminars und Gymnasiums für Theologiestudenten in Königstein. Ohne den starken Rückhalt, den Erzbischof Berning gab, wäre es kaum zur Gründung des jetzigen St. Albertus-Magnus-Kollegs gekommen.

Seine besondere Sorge galt der Volkstumsarbeit der genannten Hilfsstelle, im besonderen aber der Sorge um die Südostdeutschen. Auch die ungarndeutsche Siedlung St. Stephan bei Darmstadt wäre vielleicht nicht gegründet worden, wenn nicht Erzbischof Berning durch Wort und Hilfe im entscheidenden Augenblick die Kirchliche Hilfsstelle in Frankfurt und ihren Leiter dazu ermuntert hätte.

So verdient der Bischof der Auslandsdeutschen

einen Ehrenplatz unter den Männern der Kirche, die mit Aufgeschlossenheit und Energie an die Lösung des Problems herangegangen sind, ganz abgesehen von seinen Anstrengungen in seiner eigenen Diözese, in der durch den Zustrom der Heimatvertriebenen die Katholikenzahl sich verdoppelt und durch seine Initiative die Zahl der Seelsorgsbezirke von 273 im Jahre 1939 auf 415 im Jahre 1950 stieg und dieZahl der Außenstationen in der gleichen Zeit von 139 auf 942 wuchs.

Ein Wort des Heiligen Vaters

Unser jetziger Hl. Vater hat als Nuntius in Berlin dem Hirten seiner Diözese und dem bischöflichen Freund und sorgenden Vater der Deutschen in aller Welt anläßlich seines 25-jährigen Priesterjubiläums ein Wort gesagt, das als Zusammenfassung und Anerkennung des weitgespannten Wirkens und seiner Persönlichkeit auch heute kaum besser gesagt werden kann:

„Tief verwurzelt im Boden seiner niedersächsischen Heimat, die ihren Kindern als kostbares Erbe zähe Festigkeit und ein tiefes und treues Gemüt geschenkt hat, verbindet Bischof Berning mit der ausgeprägten Eigenart seines Volkstums scharfen Verstand, ausgebreitetes Wissen und reichste Lebenserfahrung, die dem für alles Gute und Edle so aufgeschlossenen Manne weite Reisen im In- und Ausland zugetragen haben. Alles das hat ihn hervorragend befähigt, Führer zu sein. Der Bischof und sein Volk haben sich die Hand gereicht in der Stunde, wo das Volk den schweren Kreuzweg des Krieges antrat. Bis heute war es dem hochw. Oberhirten nie gegönnt, sein Wirkungsfeld im ungetrübten Sonnenschein des Glückes zu sehen. Wenn trotzdem die Bande gegenseitigen Vertrauens und herzlicher Liebe den Bischof und seine Gläubigen so eng umschlungen halten, wie sie Zeiten des Glückes nie hätten enger schließen können, dann legt das gerade Zeugnis dafür ab, daß das Volk in dem hochw. Herrn Dr. Berning gefunden hat, was der Bischof seinem Volk sein soll: den Vater. Den Vater, der ihnen durch das Beispiel eines im Glauben verankerten und von Christusliebe durchglühten Lebens auf dem dunklen Weg durch das letzte Jahrzehnt vorangeleuchtet hat. Den Vater, der für alle Nöte seiner Kinder, die kleinen und die großen, die allgemeinen und die der einzelnen, die materiellen und geistigen und vor allem die religiösen und sittlichen, immer, Zeit, mitfühlendes Verstehen, klugen Rat und eine hilfreiche Hand hat."

Das Katholische Auslandssekretariat hat mit dem Heimgang von Erzbischof Berning einen herben Verlust erlitten.

Kirchliches Begräbnis



Des kirchlichen Begräbnisses gehen verlustig:

1. Wer aus der Kirche austritt oder einer nichtkatholischen Religionsgemeinschaft beitritt.

2. Selbstmörder, wenn feststeht, daß sie die Tat bei vollem Bewußtsein begangen haben.

3. Wer den Willensentschluß kundgegeben hat, daß seine Leiche verbrannt werde, und trotz Belehrung dabei verharrt. Es ist daher Katholiken auch verboten, einem Leichenverbrennungs- oder Feuerbestattungsverein anzugehören. Aschenurnen können nur dann kirchlich eingesegnet werden, wenn die Einäscherung ohne oder gegen den Willen des Verstorbenen erfolgt ist.

4. Öffentliche Sünder: z. B. wer offenkundig jahrelang die Osterpflicht nicht erfüllt hat, wer bis zum Tode ohne kirchliche Trauung mit oder ohne Ziviltrauung mit einer anderen Person zusammengelebt hat, wer den Empfang der hl. Sterbesakramente ausdrücklich abgelehnt hat.

Mit dem Verlust des kirchlichen Begräbnisses ist auch die Verweigerung des Leichengottesdienstes und der öffentlichen Seelenmessen verbunden.



Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

„Was ist mit dem Kristall, Christoph?"

Da schlang er seine Arme um ihren Hals. „Ach, Mutter, ganz vergaß ich darauf. Der schöne Stein gehört dir. Er soll das Zeichen sein, daß ich dich über alles liebhabe!"

IV

Auf dem weiten Platz hinter dem Hause lag das Holz, das den Winter über gefällt worden war, breite lärchene Stämme. Die Pflugarbeit war getan, auch das Korn gesät. Der Dung war auf den Wiesen, also blieb Zeit für das Holz. Der Fioller tat diese Arbeit am liebsten mit dem Altknecht, der das Beste schaffte, wo es um Wein ging. Die übrigen Knechte stiegen auf die Alm, um die Zäune zu richten, die der Wintersturm zerzaust oder die Lawine vertragen hatte.

Anselm wußte keine Arbeit, die ihm mehr Freude gemacht hätte, als mit dem Vater an der großen Säge zu stehen. Er spürte den leichtesten Druck seiner Hand, spürte auch den Unwillen, wenn die Säge scharf in den Kern eines Astes riß, die spielende Kraft, mit welcher der Vater im letzten Zuge den Stamm brach. Dem Vater aber war es, als flöße dabei ein Teil seiner Kraft auf den Sohn über, so eins wurde er mit ihm. Es reizte ihn, Anselm noch mehr auszuholen. Er drückte plötzlich die Säge stärker ab, daß das Blatt zwängte. Doch sogleich gab Anselm nach. Nun ließ auch der Vater ein geringes nach, doch schon drückte Anselm wieder stärker. Eine Zwiesprache war diese Arbeit.

Lukas stand am Hackstock und spaltete die großen, runden Klötze zu Scheitern. Doch in Gedanken baute er, wie immer bei solcher Beschäftigung, an einer Maschine, die ihm diese Arbeit abnehmen konnte. Eine Maschine, bei der er nur mit flinkem Griff die Zufuhr des Stromes zu regeln brauchte. Alles andere geschah von selbst.

Da rief der Vater ihn an die Säge, um Anselm abzulösen. Lukas gab dem Bruder die Axt, stellte sich breit gegrätscht dem Vater gegenüber, faßte die Säge und riß sogleich das Bloch an, obwohl das

Anreißen Sache des Vaters war. Das gab einen schlechten Anfang, den Lukas durch größere Eile auszugleichen suchte. Doch der Vater ließ sich nicht drängen. Also gab Lukas nach, zuviel, so daß der Vater drängen mußte, eilte ihm jetzt mühsam nach und übersah das Ende völlig. So ging alles schief. Eine elende Geschichte mit dieser Säge! Ein Gatter, das wäre was. „Warte, ich will dich gehorchen lehren!“ dachte der Vater zornig und rollte ein Bloch herab, das noch schwerer war als das vorige. Diesmal wartete Lukas zu, dann aber, als der Vater fest im Zuge war, mit doppelter Kraft ein, daß, als das Bloch geschnitten war, der Vater nicht sagen konnte, ob Lukas ihm oder er Lukas gehorcht hätte, nachgegeben hatten sie beide, obwohl, wie der Vater spürte, ein eiserner Schädel gegen den andern stand.

Was Wunder, wenn dem Fioller an diesem Morgen die Gedanken über seine Söhne beständig, wie das Blatt der Säge, hin und her gingen? Christoph nahm er freilch davon aus. Der taugte kaum dazu, die Scheiter aufzustapeln. Es war schon ein Glück, wenn ihm nicht am Ende der ganze Holzstoß wieder umfiel. Ein Jammer war es mit dem Buben! An die Säge wollte er ihn rufen. „Christoph!“ Nein, wie er da weltverloren zum Vater aufblickte! Weiß Gott, wo er wieder mit seinen Träumen hingeraten war. Vielleicht war er wieder „drüben“ über den Bergen. So ein Träumer verdarb noch die beste Säge. „Bleib!“ rief der Vater zurück.

Was war doch Anselm für ein Kerl dagegen! Wäre er der Älteste! Wie leicht würde sich da alles lösen auf Fioll. Das Schicksal hatte ihm da einen grimmigen Streich gespielt. Aber ging nicht alles auf Fioll in die Quere?

Der Vater stieg auf den Blochhaufen hinauf. Ein Stamm lag da, eine Lärche, schwerer als alle andern. Er richtete sich ein kleines Bloch als Widerlager zurecht und zwängte den langen Zappin ein, um das Bloch hinabzurollen. Da hielt er plötzlich inne.

Warum sollte er nicht einmal das Schicksal selbst, das ihm doch diese Tücke mit den beiden verkehrten Söhnen angetan hatte, darüber befragen? Müßig war es, im Grunde genommen, denn noch war er, der Bauer, in seiner besten Kraft und die Söhne noch weit davon entfernt, einen Hof zu führen. Doch es war so vieles auf Fioll unbestimmt geworden. Oft kam es ihm vor ,als wanke der Boden unter den Füßen.

Da stand Anselm, den Oberkörper leicht vorgeneigt, und wartete auf das Bloch, das der Vater herabrollen wollte. Die Sonne stand ihm im Rükken, so daß sein Haar heller noch leuchtete, es schimmerte um das schmale, kantige Gesicht, das viel zu ernst für die geringen Jahre war.

„Anselm!“ winkte der Vater.

Der Knabe legte die Säge achtsam, um die Schärfe nicht zu verletzen, in das Gras und sprang in drei Sätzen zum Vater empor. Hart neben seinen Fäusten griff er an den Zappin und wartete, bis der Vater ansetzen würde; denn Anselm meinte nichts anders, als daß ihn der Vater zur Hilfe brauchte.

„Tu selbst!“ Der Vater ließ den Zappin los.

Anselm warf voll Staunen den Kopf zurück. Er spürte den vollen Druck des Bloches in seinen Armen. Da schoß ihm eine unbändige Freude in das Blut. So meinte es der Vater!

Fester klammerte er die Fäuste im Griff zusammen, federte leicht in den Knien, um den besten Ansatz zu finden. Dann biß er die Zähne aufeinander, die Augen wurden fest, ganz schmal der Mund, dann schnellte er hoch und warf sich mit aller Wucht gegen das Bloch. Doch schwer wie ein Berg lag der Lärchenstamm da und bewegte sich nicht. Oder war er doch ein wenig gerückt? Anselm hatte es wohl gespürt. Es genügte, um blitzschnell den Zappin nachzustoßen. Wieder sprang er hoch, machte sich im Sprunge so schwer, als er nur vermochte, und warf sich mit verbissener Wut darüber.

Da wurde auch der Vater davon ergriffen: „Wirf ihn, Anselm! Enger die Fäuste! Weiter den Ansprung! Jetzt!“

Mit letzter verzweifelter Kraft sprang Anselm noch einmal zurück. Er sah nichts mehr, spürte nichts, nur der Befehl des Vaters war noch in ihm. Und wieder sprang er, daß es dumpf dröhnte. Eisern hielt der Zappin. Da — der schwere, ungefüge Stamm zitterte unter dem Anprall der jungen Kraft. Der Schlag eines Herzens lang schien es, als schwebe er, ganz ohne Gewicht, zwischen Bleiben und Fallen. Doch rasch sprang Anselm zur Seite, und grollend polterte das Bloch nieder und blieb in halber Höhe auf den andern Stämmen liegen.

Schwer atmend stand Anselm. Das Herz schlug ihm bis zum Halse. Der Atem flog. Doch glücklich war er wie nie zuvor. Er versuchte zu lächeln. Aber es verzog sich nur sein Mund ein wenig.

Der Vater nickte zufrieden, als hätte er es nicht anders erwartet.

„Lukas!“ rief er sodann.

„Soll ich weitermachen, Vater?“ fragte Lukas und sah auf.

„Wenn du's vermagst, ja!"

„Es liegt ungünstig jetzt, fester eingekeilt", stellte Lukas nüchtern fest, „doch dafür bin ich auch älter als Anselm!"

Bedächtig, wie es die Art der Holzknechte ist, ging Lukas, holte ein paar Keile und zwängte sie unter das Bloch. Mit einer Klammer schlug er die Stämme, die darüberlagen, fest, damit sie nicht ausweichen konnten, wenn das Bloch absprang. Dann holte er eine lange, feste Stange herbei, richtete sich ein Widerlager zurecht und prüfte dann, indem er sich leicht auf das längere Ende der Stange legte, die Wirkung des Hebels. Er lachte zufrieden.

„Achtung, Vater! Es kommt!" rief er fröhlich und stand, die Beine gegrätscht, die Stange in der Hand, als gälte es bloß ein Spiel. Nichts an ihm verriet die Anstrengung.

„Nicht so, Lukas!" wehrte der Vater ab.

„Es geht leichter so, Vater! Mit einer Hand . . ."

„Die Stange weg, die Keile! Nimm den Zappin!"

„Warum soviel Mühe, Vater?"

„Ich will nicht deine Lust, deine Kraft will ich sehen!" rief der Vater unwillig.

„Schade", rief Lukas, „ich hätte dir alle Bloche abgeräumt, Vater!"

Jetzt machte er sich wie Anselm mit dem Zappin bereit.

„Los", rief der Vater ungeduldig.

Keinen Fingerbreit rückte der Stamm, als Lukas das erstemal ansprang.

„Du mußt den Zappin höher fassen", rief Anselm mit überlegenem Lächeln.

Lukas antwortete nicht. Doch er rückte die Fäuste nicht von der Stelle, nun erst recht nicht. Es ging ja nicht um das Bloch, es ging darum, wer dem Vater der erste war.

Das hatte er doch gleich gespürt.

Blitzschnell schoß Lukas hoch, warf den Körper über den Zappin. Ein Ruck, gering nur! Ein neuer Ansprung, ein Ruck bis an die Kante, das Bloch schwankte. Ein letzter Stoß, und es rollte weiter und blieb auf den untersten Stämmen liegen.

Verdammt, kratzte sich der Fioller den Schädel. War das nicht beide Male haargenau gleich geraten? So klug war er nun wie zuvor. Lukas? Anselm? Da standen sie beide außer Atem, mit pochendem Herzen, doch jeder seines Sieges froh. War das die Antwort des Schicksals? Dann war es eine andere Antwort, als er sie erwartet hatte. Genug zog auf Fioll an entgegengesetzten Enden. Zusammenstehen mußten die Buben lernen! Dies war es wohl, was ihm das Schicksal an diesem Morgen geantwortet hatte.

„Das Bloch liegt noch nicht, wo es liegen muß", sprach der Vater. Anselm nahm den Zappin.

„Ja Vater", nickte er.

„Laß mich dran", rief Lukas.

„Ich bin besser bei Kraft", stieß Anselm hervor und stieg auf den Haufen.

„Nein! Beide!" befahl der Vater.

Da faßten sie nebeneinander den Zappin.

Anselm rief: „Jetzt", und mit leichtem Ruck rollte das Bloch zu Boden.

„Damit Ihr es wißt", sprach der Vater, was ihr miteinander könnt schaffen, sollt ihr getrennt nicht tun!"

Die Buben sahen einander an.

„Warum soviel Aufwand?" dachte Lukas und ging wieder an seine Arbeit.

Doch in diesem Augenblick erscholl eine rauhe Männerstimme vom Wege her: „Höllteufel miteinander, was tanzt ihr da um das einschichtige Bloch herum?" Es war Kajetan Ambosser, der Schmied. „Seid Ihr verrückt, Fioller, daß Ihr die ganze Familie braucht, ein Bloch vom Haufen zu rollen?"

Der Fioller drückte ihm die Hand. Der Schmied war einer von den wenigen, die er im Dorfe gelten ließ, weil er, wie er, selbst an einem schweren Schicksal trug.

„Kannst dir mittlerweile den Pflug ansehen, Schmied! Im Grundacker ist der rote Stein wieder offen und hat grob in die Schar gebissen!"

„Erst sage mir, Fioller, was dies mit dem Bloch bedeuten soll."

„Wollte nur sehen, was in meinen Buben steckt!"

„Da braucht es kein Bloch dafür. Viel genug! Außerdem: Hast doch drei in deiner Zucht!"

„Der dritte zählt nicht. Was in dem steckt, weiß ich! — Nichts für Fioll!"

„Ist sündhaft, Fioller, wie du sprichst. Du siehst es bloß nicht, was auch in Christoph liegt. Hätte ich nur einen davon . . ."

Dies war der Punkt, auf den jedes Gespräch mit dem Schmied hinsteuerte, so todsicher, wie die Sonne jeden Tag unterging.

Aber der Schmied faßte sich wieder. Der Morgen war auch danach angetan. Die Sonne so hell, und rein der Himmel. Frei der Langkofel, als hätte ihn Gott den Menschen hingestellt, daß sie seiner nicht vergessen sollten.

„Was hast du den Lukas die Sache nicht mit der Stange tun lassen?" fragte der Schmied. Es zuckte spöttisch um seinen Mund.

„Bist schon wieder beim Lukas?"

„Ja Fioller, deswegen bin ich bei dir. Laß dein Holz, das rennt dir nicht davon. Sei nicht zornig,

aber ich muß es dir sagen. Der Goldiner ist da, er hat hier in der Gegend zu tun, und da meinte ich, er solle sich einmal deinen Hof anschauen und deine Buben und" — er kratzte sich hinter den Ohren — „natürlich auch den Lukas. Ich habe ihm geschrieben. Der Goldiner wär' recht, da wäre der Bub gut aufgehoben, er ist gerade in der Stube drin."

„Der Goldiner? So hast du ihm erzählt ..."

„Alles hab' ich ihm erzählt. Höllteufel auch miteinander! Allein wird einer mit so einem Eisenschädel, wie du einen hast, nicht fertig!"

Lukas hielt die Axt ein und spähte vorsichtig auf den Schmied.

„Ist es der Niethammer, der versprochene, den er mir bringt", dachte er, „oder hat er ganz etwas Besonderes, weil der Vater gar von der Arbeit läßt?"

„Vorwärts, ihr", rief der Fioller unwirsch, „und schaut dazu! Die Blochs müssen geschnitten sein bis zum Abend. Ich höre im Haus, wie eure Säge geht, das merkt euch! Und setzt ihr länger aus, als ihr braucht, das nächste Bloch vorzurichten, so mach ich euch Feuer unters Wams, euch beiden! Euch dreien!" verbesserte er sich. Christoph, am Zaune lehnend, wartete, bis es wieder Scheiter zu stapeln gab. „Du nimmst die Axt!" rief ihm der Fioller zu und schob den Schmied vor sich her in das Haus.

„Was meint er vom Lukas, dein Goldiner?"

„Das sagt er dir selbst. Erst will er ihn sehen. Aber ich meine, da es um euren Sohn geht, wenn dein Weib mit dabei wäre!"

„Brauchst noch einen Verbündeten?" fuhr der Fioller hoch, „ich weiß wohl, daß ihr euch gegen mich verschworen habt!"

„Deine Agnes ist ein kluges Weib. Selten genug, daß eine, die so schön ist, auch ..."

„Vom Goldiner wolltest du reden", schnitt ihm der Fioller das Wort ab.

„Ja, er soll wissen, was in dem Buben steckt. Eine Sünde wär's was ihm der Herrgott mitgegeben hat, nicht rechtschaffen zu nützen."

„Ich brauche einen Bauer!"
„Den hast du am Anselm!"
„Dem Lukas steht der Hof zu!"

„Er bleibt ihm. Hat ja noch Zeit, der Lukas! Ist ja noch jung! Weißt du, Fioller, was einer braucht, der in der Zeit, die vor uns liegt, Bauer sein will? Im alten Geschirr kann einer, der richtig voran will, nicht mehr fahren. Nicht genug kann der Bauer lernen!"

„Noch so einen Narren, der über den Büchern erstickt? Hab schon an Christoph einen solchen Wunderknaben."

Da riß der Schmied die Fäuste aus dem Latz und schlug sich an den Kopf.

„Den Teufel drein! Jetzt hab' ich genug. Ein Jahr lang geht die Sache mit dem Lukas um die Scheibe herum!"

„Geht es um meinen Buben oder deinen?" rief der Fioller blitzrot vor Zorn.

„Wollt' Gott, es wäre der meine. Einen Menschen tät' ich aus ihm machen, der die Welt umtreibt, einen, von dem das Land noch spricht in fernen Zeiten!"

Die Tür ging auf. Ein Mann stand auf der Schwelle, er war von mittlerer, kräftiger Gestalt, hatte einen guten Kopf, graue Schläfen, kräftige, gesunde Zähne, die beim Lachen blitzten wie die lebhaften, humorvollen Augen. Im Grunde schien dieser Freund Ambossers aber ernst und trotz aller Lebhaftigkeit streng und sehr energisch zu sein. Er trug einen einfachen grauen Anzug städtischer Art, man merkte ihm den Selfmademan aus jeder seiner bestimmten Gesten und raschen Reden sofort an.

„Da seid Ihr ja, Ambosser. Wo steckt der Bub, dessen Talente euch so am Herzen liegen?"

Der Schmied erhob sich und trat ihm entgegen.

„Nehmt erst den Vater, Goldiner", stimmte er in seinen fröhlichen Ton ein. „Der ist auch ein Wunder in seiner Art!"

Der Werkmeister schüttelte dem Fioller kräftig die Hände. „Stefan Goldiner aus Eisenerz! Nicht ganz von Eurem Fach! Nämlich: Maschinen. Guter Abschluß gestern in Bozen! Laubenherren stehen fest in den Hosen, bei Gott. Verstehen etwas von Geschäften. Doch zur Sache: Mein Vetter da, der Ambosser — hat mir geschrieben. So bin ich da. Als Rückantwort sozusagen! Also um Maschinen geht's Eurem Jungen!"

„Nicht gerade nur um Maschinen, die hat der Luzifer erfunden. Ohne Maschinen wäre die Welt weniger verrückt. Maschinen machen Lärm, hat alles der Teufel den Menschen eingegeben", sagte der Fioller und wunderte sich selber über die lange Rede, die er da gehalten.

Goldiner nickte und sagte: „Ich kann Euch verstehen, aber die Maschinen sind einmal da und haben auch ihr Gutes gebracht. Ohne Maschinen ginge die Welt heute zugrunde, denn es leben nicht nur auf Fioll Leute, sondern überall in den großen Ländern und Städten. Denken Sie an die Bahnen, die Schiffe auf dem Meere, die Bergwerke. Die Maschinen sind so notwendig wie Eure Lärchen."

„Kann schon sein, aber erst kommt der Hof", sagte der Fioller, nun wieder einsilbig wie je.

„Erst der Hof", fuhr Goldiner unbeirrt fort, „ja, und welch ein Hof! Was da in diesem Land steht, steht auf gutem Boden, so das Haus und so die Stube hier. Alles aus Zirbenholz, die Decke, der Tisch, die Bank rundum. Sogar im Winkel der Herrgott zirben und und der goldene Heilige Geist, der über allem schwebt. Die Fioller wohl auch Zirben?"

„Eisen!" warf der Schmied dazwischen.

Goldiner lachte verlegen.

„An dieses Eisen laß ich gerne einen anderen dran!"

Goldiner trat an den Tisch: „Zur Sache also!" Er faßte den Stuhl, betrachtete ihn. „Auch zirben", sagte er und rückte ihn zurecht. „Erst der Hof! Doch allem, was darüber ist, freie Bahn! Euer Sohn — wie heißt er doch gleich . . .?" — „Lukas!"

„Lukas, richtig! Ich wußte ja, daß es einer von den Evangelisten war, nur dachte ich, es sei der Johannes. Einerlei! Er wird schon das richtige Evangelium aufschlagen, jenes, das diese Zeit hören muß, das Evangelium von den Maschinen, den Motoren!" Sein Gesicht wurde still, fast feierlich. „Auch in den Maschinen kann man Gott erkennen, denn was sind sie anders auch als Geschöpfe, die aus seinem Atem leben, vorausgesetzt, daß sie der Mensch nicht zu Götzen macht und ihnen seine eigene miserable Luft einblasen will! Doch zu Eurem Sohn. Lukas, also! Der Einzige?"

Nein, noch zwei!"

„Das reicht selbst für ein Königreich, wie dieses ist!"

„Er ist der Älteste. Er soll einmal den Hof übernehmen."

„Klar! Soll er! Sagt nichts dagegen. Die Zeit ist vorüber, in der ein Bauer dumm sein mußte, um Bauer bleiben zu können. Heute kann der Bauer nicht hell genug sein. Nicht ‚Fortschritt' meine ich. Doch: Die Zeit verstehen! Ergreifen, was sie bietet! Also, zeigt Euren Lukas!"

Der Fioller stand auf. Erst ein Glas Wein.

„Das ist Tirol!" lachte Goldiner. „Nichts ohne Wein! Hätten die Franzosen 1809 in die Weinbanzen geschossen statt in die Bauern, hätte der Sandwirt aufgeben müssen. Doch heutzutage heißt es: Erst die Sache, dann den Wein!"

Der Schmied, als er sah, daß es dem Fioller nur darum ging, Zeit zu gewinnen, damit er seinem Freund besser auf den Grund sehen könne, meinte nun, das beste wäre, zuerst in die Werkstatt zu gehen und sich anzusehen, was Lukas gearbeitet hatte.

„Ich wette, du warst noch nie drinnen!" wandte sich der Schmied zum Fioller zurück und schritt den beiden in das Turmgewölbe voran. „Außerdem, du könntest die Tür gar nicht auftun, er weiß wohl, der Lukas, warum er sie dreifach verriegelt hat!"

Der Schmied drückte mit der rechten Hand gegen das Schloß, hob mit der linken einen Griff, der Riegel schnappte ein, die Tür sprang auf. Zugleich aber begann irgendwo schrill eine Glocke zu läuten.

Da stand auch schon Lukas.

„Was ist?" fragte er, auf der Schwelle stehen, und riß den Draht aus der Batterie. Die Klingel verstummte.

„Die Alarmvorrichtung funktioniert", lachte Goldiner und blickte neugierig auf den Knaben. „Der Chef persönlich?"

„Lukas Hellensteiner!"

„Sehr gut. Ich heiße Stefan Goldiner."

Lukas fuhr mit der Hand über den Ärmel seines Rockes und wischte das Sägemehl fort.

„Wir arbeiten auf Fioll noch mit der Handsäge", sagte er, ein wenig verlegen, „doch das Modell eines Gatters hätte ich schon fertig. Allerdings, es fehlt der Strom!" Er errötete. „Es wäre ja genug Wasser da bei uns, aber . . ."

Goldiner sah mit wohlgefälligen Augen an dem Knaben auf und nieder.

„Aber?" fragte er.

Lukas schwieg und zuckte die Achsel.

„Wollen wir nicht eintreten?" drängte der Schmied.

Goldiner ließ sich nicht unterbrechen.

„Aber, wolltest du sagen, es ist niemand da, der sich dafür interessiert!"

Lukas nickte mit einem raschen Blick auf den Vater.

„Du meinst also, Lukas, man könnte hier vieles verbessern?"

„Das könnte man gewiß. Eine Seilbahn zum Beispiel! Die Bauern im Dorf haben ihre Mühlen weit unten am Tschoi. Sie müssen das Korn hinunterführen, das Mehl herauf. Der Weg ist steil. Drei Kapellen stehen am Wege. Aber nirgends fluchen die Bauern mehr!" Lukas lächelte ein wenig.

Goldiner lehnte sich an den Türpfosten, schlug ein Bein über das andere und sah mit Interesse auf den Jungen.

„Eine Seilbahn zur Mühle also, gut!" wiederholte er, „und eine Seilbahn für den Holztransport vom Tschanwald herab!" fügte Lukas hinzu. „Doch das hängt alles von der Straße ab. Sie sind zu Fuß von Klausen gekommen, Herr Goldiner? Furchtbar,

die Straße, nicht wahr? Das beste Auto geht zugrunde."

„Gut, sehr gut", nickte Goldiner. „Mein Wagen übrigens ist nicht zugrunde gegangen."

„Ihr Wagen?" fuhr Lukas hoch, „haben Sie ein Auto? Darf ich es sehen? Ein Steyer 220?"

„Genug davon!" fuhr der Vater dazwischen, dem es nicht übel gefiel, wie Lukas so frei mit dem Werkmeister sprach, als hätte er jeden Tag Umgang mit solchen Leuten. „Nun zeig deinen Krempel!"

„Brauch ich nicht zu sehen", wandte sich Goldiner herum, „bin im Bilde! Wozu war ich zweiundzwanzig Jahre mein eigener Personalchef? Jedes Jahr stelle ich ein Dutzend solcher Kerle in meiner Werkstätte ein. Zeig einmal die Drehbank!"

„Mein Motor läuft nicht", sagte Lukas und blieb auf der Schwelle stehen. Er wurde rot bis in die Haarwurzeln.

„Wir können gleich nachsehen, was ihm fehlt!" meinte Goldiner. „Doch zur Sache! Dein Motor, Lukas, Viertakt?"

„Zweitakter, Herr Goldiner."

Lukas schritt voran. Auf der Drehbank hatte er den Motor stehen.

Goldiner beugte sich nieder.

„Der Zylinder ist schlecht", erklärte Lukas und zog das Kolbengestänge hoch, „der Mantel ist zu stark. —"

„Ich sehe, ich sehe", rief Goldiner und kniete nieder, um von unten in den Motor zu sehen.

„Fioller", meinte der Schmied, dahinterstehend, „ich glaube, wir sind da nicht not!"

„Wo hat er das Zeug her?" fuhr der Fioller herum.

Der Schmied zog die Schulter ein wenig hoch. Man konnte ihm nie aus seinem Gesicht ablesen, was er dachte.

„Daran bist du schuld!"

„Diese Schuld nehme ich gerne auf mich", sagte der Schmied.

Damit ging er aus der Kammer und schob den Fioller vor sich her.

„Was sagst du zum Goldiner?" fragte er, als sie wieder in der Stube saßen.

„Der redet leicht!"

„Ja! Doch er tut noch mehr, als er redet!"

„Wollen sehen!" meinte der Fioller.

„Er hat eine der größten Montagewerkstätten für landwirtschaftliche Maschinen in der Steiermark. Ich habe dir davon erzählt, Fioller. Ein Kerl! Der rechte Mann für Lukas!"

Agnes kam eben im rechten Augenblick. Der Schmied begrüßte sie herzlich.

„Ich bin mit Lukas am Ende!" rief er, „was ich kann, hat er alles gelernt. Nun muß ein anderer her, einer wie Goldiner. Lukas muß fort!"

„Es wird still werden auf Fioll, wenn Lukas geht", meinte zögernd Agnes.

„Noch ist er nicht fort!" erwiderte der Bauer mürrisch.

Der Schmied griff mit den Fingern nach der Narbe in seinem Gesicht, als müsse er sich davon überzeugen, daß noch alles beim alten geblieben war. So sehr hatte ihn dieser Tag aus den Angeln geworfen.

Vorsichtig schritt er zur Machkammer zurück und spähte durch den schmalen Türspalt. Goldinger kniete noch immer vor dem Motor. Er hatte sich den Hut in das Genick geschoben. Sein Gesicht glühte. Eine Schublehre zog er aus der Tasche, maß irgend etwas und notierte Zahlen auf ein Blatt.

„Drei Millimeter dünner!" rief er Lukas zu, der an der Drehbank stand und hämmerte.

Der Schmied ging leise in die Stube zurück und sagte lächelnd:

„Jetzt sind sie beide am Motor!"

Der Fioller ging, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten in der Stube auf und nieder.

Agnes stellte den Wein auf den Tisch und schenkte die Gläser ein.

Der Fioller stieß die Fenster auf.

„Anselm", rief er, „nimm Christoph an die Säge!" und zum Schmied gewendet: „es muß einer für den andern einspringen!"

„So gefällst du mir", rief der Schmied fröhlich.

Da blieb der Fioller vor ihm stehen. Der unheimliche Glanz war in seinen grauen Augen. „Es geht um mehr, als du ahnst!" sagte er düster.

„Einmal verlierst du ihn doch!" erwiderte der Schmied.

„Ich verliere nichts!"

„Ja, du hast es leichter!"

„Wollte Gott, ich hätte es so schwer wie du!"

Dann schwiegen die Männer.

(Fortsetzung folgt)

Auferstehung der Seele

Die Auferstehung einer Menschenseele durch die Sakramente der Buße und des Altares ist in jedem Jahr ein neues Osterwunder.

Auch unsere Umwelt muß merken, daß unsere Seele auferstanden ist, sie muß es spüren im Geist der Nächstenliebe.

FATIMA STUDENT BURSE

Unsere „Student Burse" zu Ehren Unserer Lieben Frau von Fatima hatte letzten November ihren fünften Geburtstag gefeiert. Im November 1949 wurde sie eröffnet. Als erste Geber sind verzeichnet: Ein Freund, Primate, Sask., $4.00, ein Freund, Cosine, Sask., $3.00, Jakob Zeiger,, Fuselier, Sask., $5.00. Langsam ging es Dollar auf Dollar, fünf Jahre lang und darüber, bis wir heute bereits über $6,000.00 verzeichnen können. Aus vielen kleinen Steinen baut sich auf der hohe Dom des Herrn! Und aus vielen kleinen Opfern alles, was wirklich groß ist an Seele und an Geist vor Gott. Wir wissen, daß alle unsere Leser eifrig unsere Sammlung verfolgen. Das sollen sie auch. Dazu veröffentlichen wir ja jeden Monat die Namen unserer Wohltäter und die wachsende Zahl des eingenommenen Geldes für die Erziehung armer Priesterstudenten. Was uns freut ist, daß dieses Geld niemals ausgegeben zu werden braucht. Die Zinsen dieser Gaben bezahlen Jahr für Jahr einem armen Studenten das Studium. Jahr für Jahr könnte es, falls Gott segnet, einen Priester geben! Bleiben wir der Burse weiter treu. Gott wird es uns lohnen.

Bisher eingenommen:	$6,135.77
Mrs. J. Weber, Morden, Man.	1.00
Ein Leser, Odessa, Sask.	8.00
Mr. and Mrs. Weiß, Pilger, Sask.	3.00
Mrs. M. Nagel, Claybank, Sask.	1.00
Mrs. N. Volk, Schuler, Alta.	2.00
Mr. K. Rist, Regina, Sask.	1.00
Mrs .Pfefferle, Lake Lenore, Sask.	5.00
Mrs. M. Restman, Toronto, Ont.	3.00
Mr. & Mrs. Dombowsky, Claybank,	10.00
Mrs. M. Eisler, Plumers, Sask.	1.00
Mrs. F. Miller, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. M. F., Regina, Sask.	3.00
	$6,174.77

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.